



18. Heft | 14. Oktober 1914

HUGO POETZSCH · DER KRIEG UND DIE SOZIALDEMOKRATISCHE PRESSE

SOLANGE auch nur eine entfernte Möglichkeit vorhanden war das Furchtbare zu verhüten, hat die deutsche Sozialdemokratie alle ihre Kraft aufgeboden den Frieden zu erhalten. Nachdem alle Versuche der deutschen Reichsregierung gescheitert waren, hat die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags in der Sitzung vom 4. August einstimmig die geforderten Kriegskredite bewilligt.

»Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich.«

So hieß es in der Erklärung, die der Abgeordnete Haase im Namen der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion abgab. Und als ganz selbstverständlich haben die Parteigenossen im Lande diese Abstimmung hingenommen. In der Parteipresse fanden diese Beschlüsse das vollste Verständnis.

Das Verhalten der deutschen Sozialdemokratie hat in der Öffentlichkeit vielfach überrascht. Zu Unrecht. Die deutsche Sozialdemokratie hat trotz ihres internationalen Charakters, oder gerade deswegen, nie aufgehört zu betonen, daß ihr die Selbständigkeit und Unabhängigkeit eines Volkes über alles gehe. Und was sie der kleinsten Nation zubilligt, das sollte sie dem großen deutschen Kulturvolk weigern? Mit welchen Gründen (oder Scheingründen) auch der Angriff auf Deutschland von den verschiedenen Feinden motiviert wurde: das deutsche Volk und seine Kultur vor einer schweren Schädigung, ja vor dem Untergang zu bewahren, dazu fühlte sich vor allen Dingen diejenige Partei berufen, die selber eine Kulturbewegung darstellt, und deren Ziele nur auf der Basis eines freien, unabhängigen Volkstums erreicht werden können. Bei einer Durchsicht der Parteipresse aus jenen Tagen begegnet man überall der gleichen Grundempfindung: Der Kampf um Sein oder Nichtsein der Nation muß mit aller Kraft geführt werden.

Die Fränkische Tagespost bringt das, wie nach ihr die Münchener Post, klar zum Ausdruck. Es heißt da:

»Unser Volkstum wollen wir uns bewahren, den Boden, auf dem wir kämpfen für ein besseres und freieres Deutschland, wollen wir dem deutschen Proletariat sichern. Das erfüllt uns in diesen bitteren Stunden. . . Wir wollen nicht, daß der Zar, an dessen Friedensliebe selbst am Tag des Erlasses seines Friedensmanifestes die Sozialdemokratie nicht geglaubt hat, der der ärgste Feind des russischen Volkes ist, über einen gebietet, der deutschen Stammes ist.«

Die Mannheimer Volksstimme vom 5. August hebt hervor, daß die grause Not des Vaterlands das ganze Volk, alle Parteien, alle Weltanschauungen zu einem festen Ganzen zusammengeschweißt habe:

»Und so umschloß dann auch Kaiser, Regierung, die Vertreter des Bürgertums und nicht zuletzt das Proletariat zum erstenmal das gemeinsame Band der restlosen

Einmütigkeit und des ernsten Willens das Letzte dranzugeben für Deutschlands Freiheit, Deutschlands Größe.«

Ähnlich die Chemnitzer Volksstimme (und nach ihr eine ganze Reihe anderer Parteiblätter):

»Deshalb verteidigen wir in diesem Augenblick alles, was es an deutscher Kultur und deutscher Freiheit gibt, gegen einen schonungslosen und barbarischen Feind. Nicht mit Hurra und nicht mit Haß gegen die russischen Arbeiter, nicht mit Gott für den König, aber für die deutsche Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Volkes werden unsere Genossen in den Kampf ziehen.«

Die Reußische Tribüne vom 6. August betont, daß neben der deutschen Kultur und der deutschen Ehre es auch »alle Einrichtungen der organisierten Arbeiterschaft« zu verteidigen gilt. Aller Groll über erlittene Ungerechtigkeiten und Gehässigkeit ist zurückgedrängt.

»In der Not des deutschen Volkes denken wir nicht an die Unbill und Ungerechtigkeit, die wir zu dulden hatten; wir stehen treu zu den Volksgenossen bis zum Tod... Das Wehen eines neuen Geistes geht durch Deutschland! Es liegt in der Luft, es liegt im Gefühl. Anders ist es schon jetzt, und mehr noch wird kommen, muß kommen.«

So das Hamburger Echo am 6. August. Von Bedeutung ist auch, daß die Freie Presse, das Organ unserer Straßburger Genossen, sich rückhaltlos zu den Beschlüssen vom 4. August bekennt, sie als etwas ganz Selbstverständliches bezeichnet. Es schreibt am 8. August unter anderm:

»Die Sozialdemokratie bewilligte Kriegskredite! Vor einer Woche war das etwas Undenkbares. Heute ist es das Selbstverständliche. Der Sachverhalt ist von entsetzlicher Einfachheit. Das Unfaßbare ist Wirklichkeit geworden. Die Bewilligung der notwendigen Verteidigungsmittel durch die Vertreter der deutschen Arbeiterklasse ist nur die selbstverständliche Konsequenz dieser ungeheuren Tatsache.«

Die Schleswig-Holsteinische Volkszeitung vom 5. August hält es für »berechtigigt und notwendig und gut«, wenn Deutschland sein Schwert zieht:

»Entweder untergehen oder siegen und ganz Europa befreien, das ist nunmehr die Lösung. . . Unter diesen Umständen tritt die deutsche Sozialdemokratie rückhaltlos auf die Seite der Regierung, an die Seite des übrigen Volkes.«

Und an anderer Stelle hebt das genannte Blatt hervor, daß es ein Volkskrieg sei, den Deutschland führe:

»Jetzt ist es kein Krieg, von dem nur die Großen wissen, jetzt haben wir einen Krieg um die Existenz des freien Volkstums in Europa. In diesem Krieg das Höchste zu leisten, in der Gewißheit, daß sie das Höchste erreichen kann, ist auch die Arbeiterschaft Deutschlands vereint mit ihren Brüdern fest entschlossen.«

Die Dortmunder Arbeiterzeitung betont unterm 6. August auf das entschiedenste, daß die Sozialdemokratie nie daran gedacht habe das von Gefahr bedrohte Vaterland im Stich zu lassen. Es heißt da unter anderm:

»Der Reichstag hat Zeugnis gegeben, daß Deutschland einig dasteht in der Abwehr von Rußland und seinen Verbündeten, die uns im tiefsten Frieden überfallen. Und das ganze deutsche Volk steht hinter seinen Vertretern, das arbeitende Volk hinter der Sozialdemokratie, die in der Stunde der Gefahr einlöst, was sie immer versprochen hat. Der Gedanke, daß die Sozialdemokratie nicht habe mitmachen wollen, daß sie sich hätte rächen können für die Unbill, Zurücksetzung und Verfolgung, zeugt von einem schlechten Gewissen. Die Sozialdemokratie hat nie daran gedacht das von Gefahr bedrohte Vaterland im Stich zu lassen. Wir erfahren aber in diesen Tagen, wie fremd man uns und unserm Streben gegenübergestanden hat, und wie wenig Mühe man sich gegeben uns zu verstehen.«

Der im deutschen Volk schlummernden Kraft wird im Harburger Volksblatt vom 6. August zu rückhaltloser Anerkennung verholfen:

»Man ringt ein Volk von 65 Millionen, wie das deutsche, nicht so leicht nieder. Sicherlich hat man in Paris, Petersburg und London keine wirkliche Vorstellung, welche Kraft im deutschen Volk schlummert, wenn es sich erhebt wie jetzt. . . Und

sollte es das Unglück wollen, daß etwa Russen in unser Land kämen, dann kämpft bei uns alles, was noch einen halbwegs gesunden Knochen hat.«

Mit vollem Recht hebt das Koburger Parteiblatt hervor, daß die Haltung der Sozialdemokratie vom 4. August klar erwiesen habe, wie gerade die staatsbürgerlichen Tugenden von der Sozialdemokratie gepflegt und genährt worden sind:

»Jetzt kam dem Staat der Geist zu Hilfe, von dem die Arbeiterbewegung erfüllt ist, der Geist der Solidarität.«

Dresdener Volkszeitung, Braunschweiger Volksfreund, Mainzer Volkszeitung und andere heben besonders hervor, daß die klassenbewußten Arbeiter nicht etwa nur dem »unwiderstehlichen Druck der militärischen Gewalt« folgen, sondern daß sie ihrer »eigenen Überzeugung« gehorchen, »wenn sie den Boden, auf dem sie stehen, gegen den Einbruch des Feindes verteidigen«. Die Magdeburger Volksstimme vom 16. August streift die wirtschaftlichen Probleme, die sich nach dem Krieg auftun werden, und sagt:

»Und das politische wie wirtschaftliche Interesse der Arbeiterschaft verlangt, daß Deutschland in dem fürchterlichen, blutigen Ringen Sieger bleibt. Deshalb erfüllen die mehr als 2 Millionen Sozialdemokraten, die ins Feld gezogen sind, ihre Pflicht bis zum letzten Atemzug.«

Soweit die Parteiblätter die Schuldfrage erörtern, erkennen sie alle rückhaltlos an, daß die deutsche Regierung diesen Krieg nicht gewollt, daß sie bis zum letzten Ende alles getan habe ihn zu vermeiden, »was auch sonst verschuldet sein mag in all den Jahren«, wie zum Beispiel das Kasseler Volksblatt vom 14. August. Ebenso das Hamburger Echo am 11. August: »Für uns Deutsche ist es klar, um was sich der Krieg dreht. Ob und welche Fehler unsere Regierenden gemacht haben (und ihr Sündenregister ist groß), eins ist sicher: den Weltkrieg wollten sie nicht, haben ihn durch ihr Verhalten nicht absichtlich herbeigeführt sondern haben sich alle Mühe gegeben ihn zu verhindern. Sollten Fehler gemacht worden sein, so waren sie nicht gewollt.«

Aber nicht allein, daß der Fraktion wegen ihrer Abstimmung von keiner Seite ein Tadel geworden, schon in den Tagen vor dem 4. August ließ die Parteipresse gar keinen Zweifel darüber, daß im Fall eines Krieges die Feinde des Vaterlands »ein einziges, allseitig geschlossenes Volk finden werden, bereit mit dem letzten Blutstropfen die Unabhängigkeit und Größe Deutschlands gegen jeden Feind zu verteidigen« (Mannheimer Volksstimme). Ein Artikel, betitelt Sein oder Nichtsein, der in einer großen Anzahl von Blättern in den Tagen vom 1. bis zum 4. August abgedruckt wurde (zum Beispiel in den Parteiorganen von Magdeburg, München, Görlitz, Erfurt, Weimar, Augsburg, Heilbronn und anderen), gipfelt in den Sätzen:

»Es gibt in Deutschland keine Partei, keine Gruppe und keinen Menschen, der in diesem Krieg eine Niederlage Deutschlands will. Niederlage wäre gleichbedeutend mit Zusammenbruch, Vernichtung und namenlosem Elend für uns alle. Und unser aller Gedanken bäumen sich gegen diese Möglichkeit auf. Unsere Vertreter im Reichstag haben es unzähligmale für eine Verleumdung erklärt, daß die Sozialdemokraten ihr Land im Augenblick der Gefahr im Stich lassen könnten. Wenn die verhängnisvolle Stunde schlägt, werden die Arbeiter das Wort einlösen, das von ihren Vertretern für sie abgegeben worden ist. Die vaterlandslosen Gesellen werden ihre Pflicht erfüllen und sich darin von den Patrioten in keiner Weise übertreffen lassen.«

Die gleiche Stellung nehmen die Elberfelder Freie Presse und die Rheinische Zeitung in Köln, die Pfälzische Post (Ludwigshafen) ein, ferner die Parteiblätter von Dortmund, Essen, Frankfurt am Main, Halle, Hannover, Karlsruhe, Königsberg, Leipzig, Lübeck, Mainz, Solingen, Zeitz usw. Das Solinger Blatt sagt unter anderm:

»Da hieß es den Charakter der Sozialdemokratie verkennen, wenn man es für notwendig halten wollte ausdrücklich hervorzuheben, daß der Sozialdemokrat daheim oder im Feld seine Pflicht tun wird.«

Die sozialdemokratische Presse war also schon vor dem 4. August sich darin einig, daß die klassenbewußte Arbeiterschaft in der gegebenen Situation ihre ganze Kraft zur Verteidigung Deutschlands einsetzen müsse. Das festzustellen ist wichtig, weil es zeigt, daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ganz im Sinn des allgemeinen Volksempfindens handelte, als sie am 4. August der Regierung die notwendigen Kredite bewilligte.

Es sei noch angeführt, was die Wiener Arbeiterzeitung mit stolzer Begeisterung über die Sitzung des Reichstags vom 4. August schreibt:

»Diesen Tag werden wir nicht vergessen, wie immer die eisernen Würfel fallen werden, und mit heißester Inbrunst unseres Herzens hoffen wir, daß sie siegreich fallen werden für die heilige Sache des deutschen Volkes. Das Bild, das heute der deutsche Reichstag bot, wird sich unauslöschlich einprägen im Bewußtsein der gesamten deutschen Menschheit, wird in der Geschichte als Tag stolzester, gewaltigster Erhebung des deutschen Geistes verzeichnet werden, und dem gesamten Europa, von dem sich ein beträchtlicher Teil zum Vernichtungskampf gegen Deutschland rüstet, wird dieser Tag zum Bewußtsein bringen, daß im Kampf um seine staatliche Unabhängigkeit und nationale Ehre Deutschland einig ist und einig bleiben wird bis zum letzten Blutstropfen.«

Damit sind die zustimmenden Äußerungen der sozialdemokratischen Parteipresse zur Haltung der Fraktion natürlich noch lange nicht erschöpft. Die Tonart ist in den einzelnen Blättern verschieden, der Geist ist fast überall der selbe. Und es war nicht etwa nur der erste Taumel der Entrüstung oder ein Rausch der Begeisterung, der diesen Geist hervorrief. In den langen 10 Wochen, die der Krieg bisher gedauert hat, ist trotz der ungeheuren Opfer, die vom Volk gefordert wurden, die Entschlossenheit zu siegen, alles daran zu setzen die gleiche geblieben. Die gewaltige Empfindung des 4. August 1914 beherrscht die deutsche Sozialdemokratie heute wie beim Ausbruch des Krieges, und das wird so bleiben bis zum siegreichen Ende.

Die sozialdemokratische Presse hält sich natürlich auch jetzt von Ungerechtigkeiten gegen die Angehörigen der anderen Nationen fern; aber sie kämpft gegen diese mit Ernst und Unbeugsamkeit. Viele Parteiblätter betonen auch im besondern, daß es vor allem gelte den Zarismus zu vernichten. Mit Schmerz wird der Tatsache gedacht, daß Frankreich an der Seite des russischen Absolutismus gegen die deutsche Kultur kämpft. Das Schicksal Frankreichs wird tief bedauert, aber seine Niederlage wird als unbedingte Notwendigkeit empfunden. Man darf nicht sentimental sein, wenn es um das Leben des eigenen Volkes geht. Wir müssen uns durchsetzen: das ist der Grundton. Mehr und mehr ringt sich auch in der Parteipresse die Erkenntnis durch, daß der gefährlichste Feind in England zu suchen ist, daß ohne die Mitwirkung der englischen Regierung der Krieg gegen Deutschland überhaupt nicht zustande gekommen wäre. Mit klarer Entschiedenheit tritt sie an der, England nahen Wasserkante auf; das Hamburger Echo verfißt sie in vorzüglichen Darlegungen. Der englische Vorwand für die Kriegserklärung gegen Deutschland, die Verletzung der Neutralität Belgiens, wird vom Hamburger Echo in seiner ganzen Fadenscheinigkeit erkannt und abgewiesen. Die wahren Beweggründe Englands werden von diesem Parteiblatt darin gesucht, daß »der engherzige englische Krämer den Konkurrenten auf dem Weltmarkt, dem er sich mangels der Fähigkeit rascher Anpassung nicht gewachsen fühlt, mit Gewalt vernichten will«. Ähn-

moralischen Weltmacht, des Papsttums, und durch die Häupter und Sendlinge der katholischen Glaubensorganisation geschirmt und eifersüchtig behütet war. Die hervorragendsten Kontinentalländer, die sich gegen diese drückende spanische Oberherrschaft und gegen katholische Geistesknechtschaft im allgemeinen auflehnten, die immer stärker erwachenden nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen, die sich um diese reformatorischen, geistigkirchlichen Emanzipationskämpfe scharten, wurden deshalb, bald mehr zielbewußt bald mehr unwillkürlich, zur Bundesgenossenschaft gegen die gebietende spanische See- und Weltpolitik herangezogen. An der Spitze aller dieser Hilfskräfte standen lange Zeit die aufständischen und abgefallenen Niederlande, deren Loslösung von gegnerischer oder doch bedrohlicher Weltmachtsgewalt seit jeher, wegen des verhältnismäßig nahen Zusammenrückens der beiderseitigen Küsten, eine Lebensfrage für Englands Unnahbarkeit schien. Der Heiligenschein des Vorkämpfertums für Glaubensfreiheit und freies Denken, der England seit jenen Zeiten zu umstrahlen begann, war vielleicht niemals ganz unecht, aber jedenfalls vertruß er sich stets auf das beste mit den grundlegenden, unter Umständen sogar mit den brutalsten materiellen Interessen des emporstrebenden Inselreichs. Und unbestreitbar war zur Erschütterung der spanischen Vormacht weiter auch die Hilfe des katholischen, spanierfeindlichen Frankreichs, unter den letzten Valois und vollends unter Heinrich IV. ebenso willkommen wie bei gegebener Gelegenheit die Verbindung mit dem südeuropäisch-asiatischen Herrscher aller Ungläubigen, deren Todfeindschaft gegen Spanien feststand, seitdem mit der Zertrümmerung des alten glanzumflossenen Maurenreichs der Aufstieg der iberischen Halbinsel und die Emporhebung Spaniens zur führenden Christenmacht, im Mittelländischen Meer wie auf dem Kontinent und in den asiatischen Gewässern eingesetzt hatte. Für die ausschlaggebenden letzten Entscheidungen allerdings griff England auf seine eigenen Freibeuterschiffe und seine Kriegsflotte zurück. Was die Bukanier mit ihrer unablässigen, verwegenen Beunruhigung und Beraubung der spanischen Inseln, Küstenstriche und Transportgeschwader übten, das vollendeten in großem Stil die Kanalschlachten des Jahres 1588, die der unbesiegligen spanischen Armada endgültig den Garaus bereiteten.

Hatte der Vorstellung des elisabethischen Absolutismus vor allem Spanien als Feind vorgeschwebt, so dem revolutionären Mittelstand des Puritanerparlaments Holland. In der weltpolitisch teilnahmlosern Zwischenzeit der Stuarts, die außerdem die Angliederung Schottlands und die umfassendere Unterwerfung Irlands brachte, während der kräftebindenden lebhafteren inneren Kämpfe Englands war der frühere, anfangs unscheinbare Bundesgenosse, zum Teil durch Übernahme des noch immer nicht zu verachtenden hansischen Erbes, zu ungeahnter Höhe emporgewachsen. In der Kolonisation und in der Schifffahrt sah sich England durch diesen unerwarteten kapitalstarken Mitbewerber drückend beengt. Lag doch, um das eindrucksvollste Beispiel herauszugreifen, New York (Neuamsterdam) mit seinen heutigen Nachbarstaaten New Jersey und Delaware schließlich wie ein trennender holländischer Keil zwischen den hoffnungsvollen südlichen und nördlichen Amerikasiedelungen Großbritanniens, und die erdrosselnde Strenge der Cromwellschen Navigationsakte kehrte sich so gut wie ausschließlich gegen die tiefreichende holländische Festsetzung in der englischen und englischkolonialen Zufuhr und Transportvermittlung. Der fran-

zösischen Militärmonarchie fielen diesmal, wie in den sich stiller fortspinnenden Kämpfen gegen Spanien, die Hauptvorstöße zu Lande zu. Die Kraft der sieggewohnten holländischen Flotte jedoch brach England abermals selber. Nicht bis zur vollständigen Ausschaltung dieses Gegners für die strittigen Wirtschaftsgebiete, wohl aber so weit, daß bedenkliche selbständige Seitensprünge dieses Handelsstaats in aller Zukunft kaum noch möglich waren.

Bis zur Beendigung der Napoléonischen Kriege stand darauf **F r a n k r e i c h** im Mittelpunkt der englischen Sorgen und sehr bald auch der englischen Befehdung. Gewerbe und Handel waren jenseits des Kanals unter Colbert und dem Merkantilismus rascher als sonst emporgereift. Im Norden und im Rücken der britischnordamerikanischen Kolonien: in Kanada und längs des Mississippi, von seinen Quellen und Nebenflüssen bis zu seinen Mündungsniederungen, nicht minder in Westindien, stießen englische und französische Besitzungen und Hinterländer aufeinander; im Mittelmeer, nach Ostindien reckte sich Frankreichs Einfluß wirksam aus. Nach Belgien und Holland strebte nicht erst zu Napoléons Zeiten der französische Erweiterungsdrang, und damit war für England die alte Gefahr: sich einer Großmachtküste gegenüber zu finden, wieder auferweckt, sogar mit verstärkter Drohung, weil in diesem Fall die Großmacht längst schon gegen den Kanal vorgeschritten war und schließlich über das Hinterland von Calais verfügte. Das ganze, in der Politik und der öffentlichen Meinung tonangebende England, erst das Königtum, dann das aristokratische und später das großbürgerlich-kommerzielle Parlament, warf sich mit anschwellender Leidenschaft in die britisch-französischen Handelskriege, die mit geringen Erholungspausen das ganze 18. Jahrhundert und mehr als je ein Jahrzehnt vorher und nachher ausfüllen. Wiederum verschafft sich der überragende Flottenstaat, der nur in mäßigem Umfang eigene Heere auf dem europäischen Festland in Bewegung setzt (unter Wilhelm III. und Marlborough, unter Georg II. und endlich unter Wellington), jederzeit mit Leichtigkeit schlagfertige Bundesgenossen, die in dem ewig gärenden Strudel der europäischen Staatenveränderungen und Staateneubildungen mit Frankreich in Händel geraten sind, oder die durch englische Subsidien und Versprechungen sich leicht zu entsprechenden Händeln fortreißen lassen. Das belehrendste Beispiel liegt uns selber ja am nächsten. Dadurch, daß im 7jährigen Krieg Friedrich der Große, als Verbündeter Englands, aber selbstverständlich auch im eigenen Staatsinteresse Preußens, die französischen Streitkräfte in Europa festhielt und schlug, hatte England in Nordamerika und Indien um so freiere Hand. Den vereinten Anstrengungen von Mutterland und Kolonien gelang es Quebec und Montreal zu nehmen und damit ganz Kanada zu annektieren, das heute wirtschaftlich eine zweite amerikanische Union zu werden verspricht; und gleichzeitig führte auch Clive die entscheidenden Schläge gegen die französische Rivalität in Indien, so daß bereits 1770 die Französisch-Ostindische Gesellschaft sich ganz auflöste und die Briten auch dort keinen europäischen Nebenbuhler mehr zu fürchten hatten. Suchte sich Frankreich für diese unersetzlichen Verluste später zu rächen, erst durch Unterstützung der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung, dann unter der beginnenden Napoléonischen Führung durch das Vordringen gegen das Land der Pyramiden und gegen die Land- und Seestraßen nach Ostindien, so war andererseits England, von seinen Seeschlachten, Handelssperren und kolonialen Be-

sitzergreifungen ganz abgesehen, die innerlich leitende, haltgebende Kraft bei allen festländischen Koalitionen, an denen zuletzt die Napoléonischen Heere zerschellten: wie umgekehrt die Napoléonischen Annexionen und Zwangsbündnisse in erster Linie den Küsten- und Grenzabschließungen gegen alle britischen Einfuhren galten. Während aber diese revolutionäre und kaiserliche Periode Frankreich bis zur Erschöpfung an Menschen, an inländischen und überseeischen Werten auspumpte und große, reiche Landstriche des Kontinents verwüstete und weißblutete, trug England mit seinem vergleichsweise geringen Einsatz den vollen Siegespreis davon: in einem überraschend gesteigerten Wirtschaftsleben, in der bis zur Gegenwart unbestrittenen Seebeherrschung, in einem riesenhaft ausgedehnten Kolonialreich in Amerika, Afrika, West- und Ostindien.



Die folgende lange Friedenszeit, anscheinend nur durch den Krimkrieg mit Rußland unterbrochen, wird oft beurteilt als vollkommene Abkehr Englands von der alten Politik: Weltmächtsinteressen nicht nur zu haben und zu vertreten sondern sie unter Umständen mit eigenen oder fremden staatlichen Gewaltmitteln durchzusetzen. Das *manchesterliche* England soll sich dadurch in seiner auswärtigen Politik auf das vorteilhafteste und bestimmteste von dem ältern und neuern *imperialistischen* Großbritannien unterscheiden, das mit Rüstungs- und Bündnisplänen niemals kargte.

Das trifft für manche Äußerlichkeiten sicherlich zu. Aber man tut gut das weltpolitische Endziel, das dabei jederzeit durchaus festgehalten blieb, nicht zu verwechseln mit den Ausführungsmaßnahmen im einzelnen, die allerdings beträchtlichem Wandel unterlagen. Die Gewaltanwendung an sich hat in der erwähnten manchesterlichen Periode wahrlich nicht aufgehört. Im Gegenteil, kein Reich, außer dem römischen, hat jemals so unaufhörlich, bald in diesem bald in jenem Erdteil, gestern gegen Rothäute und Australneger, heute gegen indische und hinterindische Stämme oder gegen chinesische Hafenplätze und Forts, morgen gegen Araber und afrikanische Schwarze, die Waffen und die Schiffskanonen sprechen lassen. Das manchesterliche 19. Jahrhundert bot für England dagegen den einen unschätzbaren Vorteil, daß diese moderne, vorher noch niemals so rapide überseeische Ausdehnung sich fast immer ohne die alten großen Reibungsflächen mit europäischen Kontinentalmächten oder ähnlichen Gegnern vollzog; man brauchte deshalb, lediglich deshalb, allerdings zunächst weder einen eigenen Rüstungsriesenapparat nach festländischem Muster noch fremde Heere als Verbündete. Bei der Aufschließung Kanadas und Australiens, wie sie erst das 19. Jahrhundert, vorwiegend sogar erst in seinen späteren Jahrzehnten brachte, hätten sich früher wohl, wie ehemals in Kanada, europäisch-großstaatliche Nebenbuhler, zu jedem Waffengang bereit, vorfinden können, und dieser Waffengang wäre vielleicht, wie früher, nicht nur auf der See sondern in letzter Linie auf europäischen Schlachtfeldern zum Austrag gebracht worden. Aber da man glücklicherweise nur auf Eingeborene stieß, die, fast lautlos für das fernegelegene Europa, rasch dem Untergang oder der Unterwerfung verfielen, welcher Anlaß hätte hier entstehen können sich wie früher an europäischen Bündnissen und Konflikten, zur Vernichtung oder Lahmlegung irgendwelchen europäischen Gegners zu beteiligen? In Indien und Hinterindien, in West- und Ostafrika, auf den Südseeinseln und

anderwärts, fast überall jahrzehntelang die gleiche Umgestaltung der Lage: nicht im Verhältnis zu den Eingeborenen, wohl aber zu den, auf solchen kolonialen und kommerziellen Entwicklungswegen vorher vorgelagerten und benachbarten ebenbürtigen Rivalen. Alle solche zu fürchtenden europäischen Gegner waren für die Hauptfragen der englischen Entwicklung, nach den ungeheuren Erfolgen der Napoléonischen Kriegszeit, vorläufig verschwunden. Daher im allgemeinen das Ausscheiden Englands aus den festländischen Händeln und Koalitionen, daher der unbestrittene Sieg und der jahrzehntelange Triumph der Anschauung »No intervention, peace and retrenchment«. keine Einmischung in Großstaatshandel, nach dieser Richtung vielmehr (aber niemals in den eigentlichen kolonialen Außenzonen!) Frieden und Abrüstung.

Ganz ohne Ausnahmen ging es natürlich bei dieser Grundregel gleichfalls nicht ab. Aber das Prinzip selber wurde sofort preisgegeben, als, vor allem nach dem deutsch-französischen Krieg, die koloniale Betätigung der verschiedensten Großstaaten allmählich von neuem erstarkte, und als schließlich das immer engere Wiederzusammenrücken der neugeschaffenen und rasch erweiterten großstaatlichen Herrschafts- und Einflußgebiete die glorreiche Isolierung Englands in fast allen Erdteilen mehr und mehr untergrub. Frankreich, Rußland, das Deutsche Reich, Italien, Belgien, Spanien, die Vereinigten Staaten, Japan sind überall in beängstigende Nachbarschaft. auch Englands, ja vor allem des überall verbreiteten englischen Reichs, geraten: und nach ihrem tatsächlichen oder beabsichtigten Entwicklungsgang sind diese verschiedenen großstaatlichkolonialen Interessen bereits recht oft wenig freundschaftlich und selbst bitter feindselig aufeinandergeprallt. Erst von da ab erhob sich für England wieder die Möglichkeit, daß weltpolitische Konflikte nicht mit harmlosen Eingeborenen sondern zwischen Großstaaten und mit allem großstaatlichen Kräfteaufgebot durchzukämpfen wären.

Sowie die erste dumpfe Empfindung für diese vollständig geänderte internationale Stellung durchbrach und sich allmählich bis zu klarer Erkenntnis fast allgemein verbreitete, waren in England die Tage der alten Passivität gezählt. Die Rüstungen begannen von neuem, der *imperialistische* Grundzug vertiefte sich zusehends. Und bei dem beständigen Umblick nach den Mächtegruppierungen und Mächteverschiebungen entdeckte man sehr bald auch den einen Gegner, der mit der Zeit die größte Wachstums- und Widerstandskraft entfaltete, der gegenüber englischer Überlegenheit Vorsprung um Vorsprung in erstaunlichem Schaffenstrieb einholte, und gegen den man schließlich auf das alte, gegen Spanien, Holland und Frankreich bewährte Verfahren zurückgriff: Niederhaltung zur See durch die eigene übermächtige britische Flotte, Niederhaltung zu Lande durch kalt rechnende Ausnutzung der europäischen Staatengegensätze und durch Förderung und Unterstützung aller den Rivalen schädigenden Koalitionen.

Dieser eine Gegner wurde, nach ein paar unentschiedenen Schwankungen, mehr und mehr D e u t s c h l a n d.



ASS der notgedrungene Frontwechsel, die unausbleibliche Wahl zwischen Freund und Feind in dem seltsam verwickelten, widerspruchsvollen Gefüge der europäischen Staatenbeziehungen sich nur tastend und zögernd vollzog, lag einmal an der Ungewohntheit der ganzen Aufgabe und den hemmenden Nachwirkungen, die von der alten festgewurzelten Überlieferung der *Nichteinmischung* und ihren

angesehenen, meist liberalen Vertretern ausgingen, ferner jedoch an den langjährigen unerfreulichen Erfahrungen, die man zuletzt gerade mit den späteren Alliierten gemacht hatte, und die deshalb längere Zeit davon ablenkten entschlossen die ganze auswärtige Politik vorwiegend oder ausschließlich auf den einen Gegensatz gegen Deutschland einzustellen.

Das anfangs ganz unausrottbare englische Mißtrauen gegen den r u s s i s c h e n Koloß und die Ursachen hierfür sind bekannt. Früher hatte es die grundsätzliche Passivität der englischen Auslandspolitik noch immer am leichtesten durchlöchert, unter Palmerston, unter Disraeli. Aber es hatte sich bereits gemildert, als nach der Besetzung Ägyptens und mit der Herausbildung einer größern Selbständigkeit der befreiten Balkanstaaten die ganze Balkanpolitik und die Frage der türkischen Meerengen fortgesetzt an Bedeutung und Ernst für die britische Weltstellung verloren, und als der anschwellende russische Drang nach dem nördlichen Ostasien, auf die koloniasatorische Erschließung Sibiriens gestützt, das alte Anfluten gegen Indien bis zur Unmerkbarkeit abzuschwächen versprach. Die militärische Kraftlosigkeit bei weitem Abstand von dem heimatlichen Boden, die der mandchurische Feldzug enthielt, beseitigte die letzten Bedenken gegen das unbekümmerte Gewährenlassen nach dieser Seite, und außerdem sicherte der britisch-japanische Vertrag vom Jahr 1905 gegen wesentliche Machtverschiebungen in Asien, sowohl für China wie für Indien.

Ähnlich blieb man recht lange von der Möglichkeit einer engeren Fühlungnahme mit Frankreich entfernt. In der französischen Umschlingung Südchinas, von Siam bis Tongking, witterte man schwere Gefahren. Die ägyptische Wunde war für Frankreich, den Erbauer des Suezkanals und den einstigen Anwärter auf Indien, so bald nicht vernarbt. Als der Wert des ehemals geringgeschätzten Westafrikas sich greifbarer offenbarte, rissen die Mißhelligkeiten zwischen den naturgemäß sich stärker regenden Briten und den Franzosen nicht ab. Die Expeditionen nach dem Innersten Afrikas belebten immer wieder die Hoffnung doch noch einmal auf die Nilquellengebiete Frankreichs Hand legen zu können, bis auf der einen Seite der Chartumvormarsch des Sirdars Kitchener und andererseits der Fashodazug des Majors Marchand den schleichenden Konflikt zu offenem dramatischen Ausbruch emporhoben. Aber mit diesem Höhepunkt war zugleich der Umschlag zu ruhigeren Auseinandersetzungen erreicht. An die Teilabkommen über West- und Innerafrika, über Siam, über die Hebrideninseln schloß sich die grundlegende Vereinbarung vom Jahr 1904 über Marokko auf der einen und Ägypten auf der andern Seite, nunmehr bereits mit unverhohlener Spitze gegen Deutschland. Die Fehden der beiden Westmächte, zwischen dem flottenstarken, aber armeeschwachen Inselstaat und der schwergerüsteten revanchebegehrenden Landmacht waren begraben. Die gemeinsame Ablehnung und Gegnerschaft gegen das mannhafte Aufstreben der einen, früher mißachteten europäischen Zentralmacht Deutschland gestaltete die Annäherung immer inniger.

Der Zuspruch Frankreichs, die zeitweise bis zur Panik erhitzte Furcht vor der *deutschen Gefahr* trieben dann rasch auch zur Umwerbung Rußlands. Am Abschluß dieser diplomatischen Bemühungen steht abermals ein weitreichendes Übereinkommen, vom Jahr 1907, dem es gelang alle größeren Reibungsflächen: in Tibet und China, in Afghanistan, das heißt nach Indien

hinüber, endlich in Persien, an der Flanke Indiens, einstweilen für die beiden vertragschließenden, früher scheinbar unversöhnlich feindlichen Mächte zu beseitigen.

Unterdes war in England ein einflußreicher Kreis von literarischen und parlamentarischen Jingoos und Deutschenhetzern nicht müßig gewesen die öffentliche Meinung in deutschfeindlichem Sinn zu erziehen und zu vergiften. Jede überseeische oder kleinasiatische Betätigung Deutschlands, sei sie im Vergleich zu Englands überseeischer Expansion noch so bescheiden, wurde zu einem finstern Anschlag auf die Grundfesten von Englands Weltstellung umgewandelt. Jede deutsche Schiffahrtsbeteiligung in den hinterindischen Gewässern wurde als Entthronung Englands an seinen eigenen Kolonialküsten dargestellt. Jeder noch so gleichgültige und sogar recht unglückliche Ankauf von walisischen Kohlenfeldern erschien vor dem staunenden Leser und Hörer als vorbedachte Forteskamotierung der für die Flotte unentbehrlichen rauchlosen Schiffskohle. Jede neue Leistung deutscher Werften und deutscher Reedereien galt es zu einem neuen Stoß in das Herz der britischen Meeressuprematie aufzubauchen. Unermüdlich trug man von allen Seiten Einzelheiten über die unerträgliche Verschärfung des deutschen Wettbewerbs für Produktion und Handel zusammen; die Schutzzollbewegung fand bereits eine derart eingerissene deutschfeindliche Stimmung vor, daß sie mit den Schilderungen des deutschen Aufstiegs und der erdrückenden deutschen Konkurrenz jedesmal ihrer größten agitatorischen Wirkungen sicher war.

Nebenher lief immer verbissener die gleiche Bearbeitung des Auslands: Rußland war durch Deutschland macchiavellistisch zu dem ostasiatischen Krieg verleitet worden, weil allein auf einem entkräfteten Rußland die deutsche Oberherrschaft über Europa und die ganze Welt sich aufrichten lasse. Die Doggerbankaffäre war durch deutsche Einflüsterungen über in der Nordsee gesichtete japanische Torpedoschiffe veranlaßt, um nach geschehener russischer Übereilung England und nach Englands Einmischung ferner noch Frankreich in die Kriegswirren hineinzuziehen und damit Deutschland mit seinen unversehrten Kräften schließlich zum Weltschiedsrichter emporwachsen zu lassen. Holland und Belgien wurden ohne Unterlaß mit dem unaufhaltsamen deutschen Vorrücken gegen die Rheinmündungen und die nichtdeutschen Nordseeküsten geschreckt. Die Schweiz sah man durch den Pangermanismus zerstückelt oder ganz verschlungen; die Teilnahme des deutschen Kaisers an den schweizerischen Manövern ward zur verschlagenen deutschen Spionage entstellt. Mit ganz ähnlichen, in das Gewand von Warnungen gekleideten Aufreizungen überschüttete man die skandinavischen Länder. Das verlogenste Ohrenbläserum klammerte sich Jahre hindurch an Österreich-Ungarn an. Eine ganze Literatur ward dem von Deutschland erstrebten Zerfall der Donaumonarchie, beim Tod des alten Kaisers, und den heimtückischen deutschen Erbschleichereien, zum mindesten wegen der deutschsprachigen Landesteile, gewidmet. Diplomaten von Fach, wie Sir Horace Rumbold, einst britischer Gesandter am Wiener Hof, beteiligten sich mit der Miene von Eingeweihten munter und tatkräftig an diesen Enthüllungen, ähnlich wie später Sir Cartwright an der Stimmungsmache gegen Deutschland. Als Österreich-Ungarn sich solchen durchsichtigen Quertreibereien dennoch nicht zugänglich erwies, und das deutsch-österreichische

Bündnis seine Festigkeit bewährte, hetzte man mit verdoppeltem Eifer Serbien gegen die Wiener Politik, die Schleppenträgerin Deutschlands. Die ungeheuerlich irreführende Auslandsmeinung über Deutschland, die uns heute überall mißtönig entgegenschallt, ist wesentlich ein Niederschlag dieser langjährigen Feldzüge der Verleumdung und Verhetzung.

Sowie man einmal das anfangs zögernde, dann immer entschlosseneren Vorschreiten auf antideutscher Bahn nach innen wie nach außen zu denkbar fester Position gelangt sah, wurde England auch zur Seele jenes internationalen Verbandes von Diplomaten und Militärs, der zu möglichst baldiger Entscheidung aufstachelte, der jeden Konflikt zwischen Dreiverbands- und Dreibundsstaaten sofort zur verhängnischwangern Krisis zu steigern suchte. Schon im Mai 1905 schrieb Admiral C. C. Penrose Fitzgerald, der sich dabei noch immer seiner Freundschaft für Deutschland und seiner hohen deutschen Freundschaftsverbindungen rühmte, seelenruhig in der Deutschen Revue:

Ich würde einen Krieg zwischen England und Deutschland als ein schweres Unglück betrachten. Aber ich würde einen derartigen Krieg lieber morgen ausbrechen als ihn (wenn er doch kommen muß) auf eine Reihe von Jahren verschoben sehen, wenn Deutschland zur See stärker sein wird und es ihm möglicherweise gelingen kann einen Vorteil über uns davonzutragen. Es sind seit einigen Jahren unverkennbare Anzeichen dafür hervorgetreten, daß Deutschland eifersüchtig und neidisch auf unsern Handel und unsere Weltmachtstellung ist, und es hat sich keine sonderliche Mühe gegeben aus seinen Gefühlen ein Hehl zu machen. Wir können uns nicht veranlaßt sehen, irgend etwas von unserm Handel oder etwas von unserer Weltmachtstellung aufzugeben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Deutschland fortfahren sollte seine Kriegsflotte in dem gegenwärtigen Verhältnis zu vermehren, das heißt so, daß sie mehr oder minder auf den Fuß der Ebenbürtigkeit mit der Englands kommt, dieses Vorgehen als eine Bedrohung der Oberherrlichkeit zur See anzusehen ist, die wir mit Recht oder Unrecht beanspruchen und die wir aufrechtzuerhalten suchen werden, da sie unseres Dafürhaltens notwendig zu unserer unabhängigen Existenz als Nation ist, abgesehen von aller Gefühlsregung und der Tatsache, daß wir sie ein Jahrhundert lang gewahrt haben.«

Die Times, seit Anbeginn der geistige Mittelpunkt der Politik, die heute das amtliche England sowie, bis auf geringe Ausnahmen, die ganze öffentliche Meinung jenseits des Kanals beherrscht, wußten sich vor Erregung nicht zu fassen, als im Frühjahr 1909 die unzweideutig bestimmten deutschen Vorstellungen in Petersburg Rußland veranlaßt hatten die serbischen Anmaßungen, anläßlich der Einverleibung Bosniens, unterstützungslos preiszugeben, ehe noch den Teilhabern der Tripelentente, das heißt vor allem England, Gelegenheit zu offenbar weniger friedlich gedachter Einmischung geboten war. Es sei gestattet hier folgendes aus der damaligen politischen Rundschau der Sozialistischen Monatshefte zu wiederholen, weil kaum jemals der Blick in den Abgrund dieser Treibereien so erleichtert war:

»Für enttäuschte englische Blätter vom Schlag der Times bietet das alles neuen, willkommenen Anlaß die öffentliche Meinung des Zarenreichs gegen den heimtückischen Erbfeind Rußlands aufzurufen: gegen Deutschland natürlich. Wer hat das Zarenreich, um es vom Balkan und Mitteleuropa abzulenken, nach Ostasien gelockt und schließlich in den ostasiatischen Krieg hineingetrieben, um es auf lange Jahre zu schwächen? Natürlich Deutschland. Wer hat in der Folgezeit der russischen Ohnmacht alsdann mit überlegter Berechnung die Balkanfrage aufgerollt, um den bisher schwankenden, vielleicht sogar deutschfeindlichen habsburgischen Thronfolger für die Zukunft fest an das unentbehrliche deutsche Bündnis zu ketten? Zweifello Deutschland. Wer hat durch den Hinweis auf die unausbleibliche militärische Unterstützung Österreich-Ungarns, und zwar auf die sofort zu erwartende

Mobilmachung großer deutscher Streitkräfte, zuletzt eine unaufhaltsame Panik in Petersburger Regierungskreisen erzeugt und damit die endgültige Niederlage Iswolskijs besiegelt, dem die selben Times noch vor kurzem als bewundernswertem Meister der Diplomatie Lorbeerkränze wanden wie dereinst Herrn Delcassé? Selbstverständlich tat auch dies das gleiche Deutschland der eisengepanzten Faust: »Selten ist die ganze europäische Lage so jäh zum Umschlag gebracht und so grell beleuchtet worden wie durch diesen von Deutschland in Petersburg vollstreckten diplomatischen coup de main, wenn man hier den Ausdruck diplomatisch überhaupt noch verwenden darf.« Nicht einmal mit der, wie zugestanden wird, vorläufig allerdings erzielten Förderung und Sicherung des Friedens vermag sich das Cityweltblatt über die Gemeingefährlichkeit der deutschen politischen Methoden hinwegzutrusten. Denn der Berliner Vorstoß gegen Rußland sei offenbar derart einschüchternd gewesen, daß die Petersburger Regierung vor ihrem Kleinbegeben gar nicht einmal erst bei ihren eigenen Entente Freunden, bei England und Frankreich, ratsuchend angeklopft sondern sich Hals über Kopf den offenen oder verhüllten *germanischen* Drohungen gefügt habe. Man könne zwar nur vermuten, zu welchem militärischen Zusammenwirken mit Österreich-Ungarn Deutschland entschlossen gewesen sei, ob zur sofortigen Eröffnung des Kampfes gegen Rußland selber oder nur zum Aufmarsch in bestimmten österreichisch-russischen Grenzbezirken, um alle österreichischen Kräfte für die Kämpfe in dem Donaubecken freizuhalten. »Der entscheidende Kernpunkt ist, daß, als die nötigen militärischen Vorbereitungen seitens Deutschlands und Österreich-Ungarns abgeschlossen waren, die deutsche Diplomatie in Petersburg der österreichisch-ungarischen voranschritt und der russischen Regierung eine Erklärung abzwang, die, mag man sie verkleiden wie man will, unter den gegebenen Umständen nichts ist als eine tatsächliche Kapitulation vor der überlegenen Gewalt... Die Situation vor der Europa steht, umschließt mehr als das Schicksal Serbiens. Wir vertrauen, daß sie nicht einen dauernden Umschlag des Kräftegleichgewichts in Europa bedeutet; aber für den Augenblick bedeutet dies sicherlich, daß Deutschland das Mächtegleichgewicht auf das Spiel gesetzt hat, indem es sein Schwert in die Wagschale warf nicht in einem Streit, der Deutschland selber zunächst angeht, sondern um der Welt im allgemeinen und Rußland im besonders zu beweisen, daß man mit deutscher Zustimmung und Unterstützung seelenruhig Verträge brechen und kleine Staaten in den Staub treten darf, daß dagegen ohne deutsche Einwilligung und Unterstützung die friedliche [!] Diplomatie anderer Großmächte zur Unfruchtbarkeit verurteilt ist. Das Vorgehen, das Deutschland gewählt hat, mag für den Augenblick den Anschein des Friedens wecken, aber es kann niemals dem Frieden dauernd dienen... Ein stolzes Reich mit solchen Hilfsquellen wie Rußland vergibt seine Überlieferungen nicht noch vergibt es jenen so leicht, die es zeitweilig zur Preisgabe seiner Traditionen gezwungen haben; und auch die slawische Welt wird nicht vergessen und vergeben.«¹⁾

So gestaltete sich die frühere englische Politik der Nichteinmischung und des Friedens bereits nach einer kurzen Übergangszeit des Schwankens und nach einem weitem Jahrzehnt zu der nunmehr festgewurzelten Erkenntnis, die eine und ausschließliche Gefahr sei Deutschland und immer wieder Deutschland. Gewiß ist zuzugestehen, daß die alte versöhnliche Richtung, bis zuletzt ihre Vertreter, sogar ihre geistig recht hervorragenden und unermülich warnenden Vertreter fand. Aber die maßgebenden politischen Mehrheiten und die ausführenden Regierungskreise, gleichviel ob konservativ oder liberal, trieben immer von neuem und immer unaufhaltsamer in die eine, mit der Zeit allesbeherrschende Strömung hinein: gegen Deutschland. In seinen Verträgen, man denke an Marokko und Persien, war England sogar schon ganz gern bereit eigene wichtige Interessen zu opfern, falls man nur Deutschlands Ausschaltung und damit den Gegensatz Deutschlands zu seinem bevorzugten Festlandsnachbarn gesteigert sah. Im Jahr

¹⁾ Siehe die Rundschau Politik in den Sozialistischen Monatsheften, 1909, 1. Band, pag 444 :

landansässige Familien, die einen Teil ihres Verdienstes in der Industrie suchen, sei es durch Arbeit in den Städten wie die märkischen Häusler, die im Sommer als Maurer arbeiten, sei es in auf das Land hinausgeschobenen Fabrikbetrieben, eine Quelle reichlicher Volksvermehrung bilden.

Notwendig wäre nur eine eingreifende soziale Gesetzgebung, namentlich Wohnungsreform und Schutz gegen Kinderausbeutung; dazu ihre gewissenhafte Anwendung. Erforderlich wären selbstverständlich auch politische Verhältnisse, die nicht die selbständigsten Bestandteile der ländlichen Bevölkerung forttreiben.

Der Krieg wird auch den großagrarischen Arbeitgebern die Augen darüber geöffnet haben, welche Gefahr für die nationale Verteidigung die ständige Anwesenheit der Hunderttausende russischer Wanderarbeiter bedeutet. Nicht daß wir die Grenzen gegen Menschen sperren wollten, die bei uns ihrer Arbeit nachzugehen suchen. Wir wissen den Wert dieser Zusammenarbeit der Nationen für die Kultur wohl zu schätzen. So dienen der deutsche Handwerker in Frankreich und England, der russische Jude, der nach Westen wandert, der italienische Arbeiter in allen Ländern der Erhöhung der Gesamtkultur. Sie werden halb oder ganz heimisch, nehmen die fremden Kulturelemente auf, verarbeiten sie mit ihrer Eigenart und knüpfen so das Band der Nationen fester. Der russische agrarische Wanderarbeiter aber ist und bleibt ein Fremdkörper und kann nichts anderes werden. Für die Kultur bedeutet er nichts, weder für die eigene noch für die Gesamtheit. Ihn loszuwerden wäre ein weiterer Erfolg der stärkern Besiedelung des Landes.

Endlich kommt dabei die wirtschaftliche Frage in Betracht, welche Gestalt der landwirtschaftlichen Produktion uns auf der gegebenen Fläche die größte Menge von Nahrungsmitteln verschaffen kann. Auch dies Problem, das so oft in den Sozialistischen Monatsheften besprochen worden ist, tritt infolge des Krieges in der neuen Form an uns heran, welche Agrarverfassung Deutschland für den Kriegsfall am meisten unabhängig von ausländischer Einfuhr zu stellen vermag. Diese Frage ist erst recht Gegenstand der ökonomischen Sozialforschung. Sie wird auch dadurch verwickelt, daß in der agrarischen Produktion das eine Bedürfnis dem andern den Raum wegnimmt, Pferd und Schlachtvieh dem Körnerbau, dieser der Wolle usw., und daß zugleich geprüft werden muß, was der Krieg am nötigsten braucht; denn die Gesamtheit aller für Nahrung, Kleidung und Kriegsausrüstung erforderlichen Dinge können wir ohnehin nicht im Inland erzeugen. Auch dies also ist den Fachleuten zu überlassen. Bestätigt es sich, daß auf gleicher Fläche eine große Zahl kleinerer Betriebe mehr Überschuß für die Ernährung der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung, im Kriegsfall also vor allem des Heeres, liefern kann als wenige Großbetriebe, so unterstützt auch dies die Forderung einer innern Kolonisation, als Bestandteils einer vordenkenden, wahrhaft sozialistischen Politik.

Die Ereignisse der letzten Wochen zeigen uns, daß die Gefahren, die unserer ganzen nationalen Existenz drohen, viel größer sind als die meisten sich vorgestellt hatten. Man wollte an diesen Krieg nicht glauben, der so sinnlos in seiner Begründung, so barbarisch und mittelalterlich in seiner Gestaltung, so verwüstend in seinen Folgen werden mußte. Nun ist er

Bandes ist wohl fast überall unterschätzt worden, und doch hat im Volk ein Glaube an dieses Einheitswollen unbewußt bestanden. Wie wäre es sonst denkbar, daß wir mit solcher Selbstverständlichkeit all das hinnehmen, was an nationalem Zusammenschluß jetzt auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Gebiet geleistet wird?

Der politische Kampf ist für die Dauer des Krieges verstummt, die politische Einigkeit ist durch den einmütigen Reichstagsbeschluß vom 4. August 1914 hergestellt. Kein äußerer Druck hätte diesen Beschluß erzwingen können, er ist aus der freien Überzeugung geboren, daß es das einzig Richtige war alles Wollen der einzelnen Partei der Frage um das Wohlergehen des Volkes unterzuordnen. In einem so großen Augenblick wie der, in dem die Sozialdemokratie sich für oder wider einen Krieg entscheidet, gibt es keine Rücksichten auf innerpolitische Situationen: in solchem Augenblick beugt sich der kaltrechnende Verstand der innern Gefühlsüberzeugung. Das Bekenntnis der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu diesem Krieg war nichts als das Bekenntnis: wir sind Glieder des deutschen Volkes. Hinter jenem Beschluß steht das Fühlen der ganzen Partei. Die Feldpostbriefe unserer Freunde lehren uns, daß sie alle von der Notwendigkeit dieses Krieges tief durchdrungen sind. So schrieb in der Frankfurter Volksstimme vom 23. September ein als Landwehrmann im Feld stehender Parteigenosse: »Und so fuhren wir denn hinaus ins Feld, alle den einen Gedanken, das eiserne Muß zwingt uns zum Kampf für die Existenz des Vaterlands, für unsere Familie, für unser Volk. Deshalb war auch die Begeisterung, mit der wir ausmarschierten, eine ernste Willenskundgebung, keine oberflächliche Hurrastimmung.« Dieser Geist ist es, der den manchmal nicht leichten Konflikt zwischen der Überzeugung von der Frevelhaftigkeit des Krieges im allgemeinen und der Notwendigkeit dieses Kampfes restlos zu der Erkenntnis hinlöst, daß das nicht frevelhaft sein kann, was einem Volk das Recht auf die Erfüllung seiner Aufgaben sichert. Dieser Geist ist es, mit dem einer der Besten auf dem Schlachtfeld mit seinem Leben die Wahrheit seines Empfindens bekräftigte. Und auch alle die anderen, die mit Begeisterung ausmarschierten, bewiesen, daß sie der Größe des Augenblicks gewachsen waren. Gerade die Einigkeit zwischen den bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie auf militärischem Gebiet, die der Krieg uns gebracht hat, ist eine der sichersten Garantien für den Sieg unseres Heeres.

Was für die Kämpfer im Feld gilt, das gilt in gleicher Weise für die Daheimgebliebenen. In dem schon oben erwähnten Feldpostbrief heißt es an anderer Stelle: »Das deutsche Volk, das nicht hinaus muß ins Feld, weiß nicht, was es den tapferen Soldaten schuldig ist, die ihre Leiber hinhalten, auf daß all das schreckliche Unglück das Volk nur insofern trifft, als Angehörige und Freunde von ihm auf dem Schlachtfeld ihr Blut vergießen. Kein Opfer, das der einzelne im Inland trägt, kann groß genug sein, um es mit dem zu vergleichen, was die Soldaten im Feld auszuhalten haben. Deshalb sollte im Land kein Klage-ton kommen über diese oder jene kleine Unbill, die einzelne ertragen müssen. Ihr deutschen Frauen, Burschen, Männer, Mädchen und Kinder schlaft in warmen Betten, Eure Brüder im Feld haben seit Wochen keins gesehen. Eure verwundeten Brüder schleppen sich oft

stundenweis, bis sie eine Fahrgelegenheit finden; kein Klage-ton kommt über ihre Lippen. Deshalb verzagt im Inland nicht! Gebt alles, was Ihr habt, tut, was Ihr könnt, um den Kämpfern weitere Kraft zum Kampf zu geben! Es gibt kein größeres Unglück als einen Krieg; das größte Unglück aber ist dem Lande beschieden, in dem der Krieg ausgefochten wird. Bleibe keiner zurück, um von unserm Vaterland dieses Unglück abzuwenden!« In der Tat sind auch bei den Daheimgebliebenen Pflicht und Aufgaben, Tun und Lassen bis aufs letzte durch den Krieg des Volkes bestimmt. Mit dem Ausbruch des Krieges sind alle wirtschaftlichen Streitfragen und Kämpfe für dessen Dauer eingestellt worden. Arbeitgeberverbände, Gewerkschaften und Genossenschaften, Unternehmer und Arbeitnehmer gehen Hand in Hand, um den militärischen Korporationen die wirtschaftliche Basis zu schaffen. Die Gewerkschaften arbeiten mit der Regierung und die Regierung und die Kommunen mit den Gewerkschaften und Genossenschaften, um die Wirtschaftsproduktion zu festigen und stark zu machen die Belastung durch den Krieg ertragen zu können. Die Fälle sind nicht selten, in denen die Regierung die Macht, die sie in der Vergebung von Staatsaufträgen besitzt, benutzte, um auf die Unternehmer, die unberechtigte Arbeiterentlassungen vorgenommen hatten, einen Druck zur Aufhebung dieser Maßnahmen auszuüben. Landwirtschaft und Industrie werden sich der Festsetzung von Höchstpreisen nicht entgegensetzen, und die Zahl der Unternehmer, die, ohne Gewinn zu erzielen, ihre Betriebe aufrechterhalten, nur um die Arbeitslosigkeit des Volkes nicht zu vergrößern, ist nicht gering. Ohne Zögern haben Beamte des Staats und der Kommunen ebenso wie die Angestellten der Gewerkschaften, Genossenschaften und Partebetriebe auf einen kleinern oder größern Teil ihres Einkommens verzichtet. Durch dieses uneigennützig Zusammenarbeiten der wirtschaftlichen Parteien muß es allmählich gelingen unsere Lage so zu gestalten, daß wir zu dem im Augenblick besten System der wirtschaftlichen Produktion kommen, das unserm Volk den militärischen Sieg erleichtert. Die Überzeugung von dieser Notwendigkeit hat jetzt alle Glieder aller Parteien durchdrungen, nur sie schafft die Widerstandskraft unserer Volkswirtschaft gegenüber den Erschütterungen durch den Krieg. Nur das Vertrauen auf die nationale Solidarität war es, das uns den glänzenden Erfolg der Zeichnungen der Kriegs-anleihe gebracht hat, und dieses Vertrauen wird auch künftighin unserer Volkswirtschaft die nötige Kraft geben.

Es ist unmöglich schon heute all die Leistungen zu übersehen, die auf sozialem Gebiet in gemeinsamer Arbeit aller Parteien vollbracht werden. Auch hier arbeiten die Gewerkschaften im Verein mit den staatlichen und kommunalen Behörden, um die Arbeitslosigkeit zu mindern und die Arbeitsbeschaffung systematisch zu organisieren. Fast überall ist die Regierung oder die kommunale Behörde auf die Anregungen zur Beseitigung etwaiger Mißstände, die von der Gewerkschaft oder der Partei ausgehen, eingegangen. Der Staat und die Kommunen unterstützen die Gewerkschaften bei der Unterstützung der Arbeitslosen. Die bürgerliche Frauenbewegung hat sich zusammen mit der sozialdemokratischen im ganzen Reich zu einer großen sozialen Organisation, zum Nationalen Frauendienst, zusammengeschlossen. Und die Kommunen, die sich jahrzehntelang gegen die Mitarbeit der Frauen gesträubt hatten, nahmen willig die ihnen angebotene Hilfe an. So sitzt

EDMUND FISCHER · DER SOZIALISMUS WÄHREND DES KRIEGES



DER Krieg bringt eine Unterbrechung der normalen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung. Je nach seinem Ausgang kann er auch geradezu revolutionär wirken und neben den territorialen Verschiebungen große Umgestaltungen im wirtschaftlichen und sozialen Leben hervorrufen. Gar manche *Frage*, über die lange und leidenschaftlich gestritten worden ist, wird aber jedenfalls mit einem Schlag *gelöst*: Wortgebilde, die der realen Grundlage entbehren, brechen in ihr Nichts zusammen, während das Neue, Kommende, das im Frieden fast unbemerkt heranreifte, nun allen sichtbar in die Erscheinung tritt, weil es dazu berufen ist die Existenz des Volkes zu ermöglichen. Und so hat sich sofort bei Beginn des Krieges der Sozialismus als eine Realität erwiesen, indem plötzlich seine unumgängliche Notwendigkeit der Gesamtheit zum Bewußtsein kam.

Die Solidarität des gesamten Volkes ist die erste und bedeutungsvollste Voraussetzung zur Durchführung eines modernen Krieges. Der Sozialismus ist aber im wesentlichen nichts anderes als die auf allen Gebieten in Anwendung gebrachte Solidarität. Es liegt deshalb in der Natur der Sache, daß während eines Krieges der sozialistische Gedanke sich vielfach in die Tat umsetzen muß, sei es auch nur vorübergehend. Der in der denkwürdigen Kriegssitzung des Reichstags am 4. August einstimmig angenommene Entwurf eines Gesetzes betreffend Höchstpreise hat zweifellos ein sozialistisches Gepräge. Danach können für die Dauer des gegenwärtigen Krieges für Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art sowie für rohe Naturerzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe Höchstpreise festgesetzt werden. Weigert sich trotz Aufforderung der zuständigen Behörden ein Besitzer der genannten Gegenstände sie zu den festgesetzten Höchstpreisen zu verkaufen, so kann die zuständige Behörde sie übernehmen und auf Rechnung und Kosten des Besitzers zu den festgesetzten Höchstpreisen verkaufen.

Diese Bestimmungen heben das angebliche wirtschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage auf. Bisher galt es als ein Axiom, daß gesetzliche Bestimmungen gegen das Wirken der ökonomischen Kräfte nichts auszurichten vermögen, und besonders die Regulierung der Preise durch gesetzgeberisches Eingreifen wurde für unmöglich gehalten. Der Krieg ist nun freilich kein normaler Zustand, die Zufuhr vom Ausland läßt nach, die Ausfuhr hört fast ganz auf. Aber dieser nicht normale Zustand wird ja gerade fast nur von Erscheinungen gebildet, die preistreibend wirken. Trotzdem ließen sich im allgemeinen die Höchstpreise ohne Schwierigkeiten durchführen, und das gesellschaftliche Wollen hat sich stärker erwiesen als die wirtschaftlichen Kräfte. Man kann nicht mehr bestreiten, daß eine Preisregulierung möglich ist. Und es ist nun anerkannt, daß sozialistische Maßregeln die Teuerung beseitigen oder wenigstens doch stark abschwächen können.

Diese Regelung hätte sich noch wesentlich besser und leichter gestalten lassen, wenn die Gemeinden den Lebensmittelverkauf in kommunaler Regie höher entwickelt hätten als es während der Teuerung in den letzten Jahren

geschehen ist. Es gab im Jahr 1911 nur 202 Gemeinden, die die Versorgung der Bevölkerung mit frischem Fleisch kommunal organisiert hatten, während 52 größere Städte Schlachtvieh ankauften, in einigen Städten eigene Schweinemästereien bestanden und in 163 Gemeinden der Fischverkauf, in 5 Gemeinden ein Kartoffelverkauf eingerichtet war. Die Errichtung kommunaler Bäckereien wurde früher allgemein in Deutschland von den Gemeindeparlamenten abgelehnt. Nun hat das Stadtverordnetenkollegium in Leipzig, trotz des lebhaften Protestes der Bäckerinnung, 125 000 Mark zur Errichtung einer städtischen Brotbäckerei bewilligt. Die städtische Bäckerei soll Brot für die Armeeverwaltung liefern. Würden die Städte allgemein eigene Bäckereien und Fleischereien besitzen, ließe sich die durch den Krieg erzeugte Not viel leichter bekämpfen als es jetzt der Fall ist. So wie die Konsumvereine ihren arbeitslosen Genossen und den Familien der zur Fahne einberufenen Mitglieder regelmäßig bestimmte Mengen von Lebensmitteln unentgeltlich verabreichen, so könnten nun auch die Gemeinden die Bedürftigen aus ihren eigenen Unternehmungen mit Brot und Fleisch versorgen.

Das jedenfalls hat sich bereits in den ersten Wochen des Krieges gezeigt, daß ein modernes Industrieland einen Krieg wirtschaftlich leichter ertragen kann, wenn es einen großen öffentlichen, staatlichen und kommunalen, Besitz und ein gut entwickeltes Genossenschaftswesen aufzuweisen hat. Die Angestellten und Arbeiter der staatlichen, kommunalen und genossenschaftlichen Betriebe, die in den Krieg ziehen mußten, erhalten wenigstens einen großen Teil ihres Gehalts oder Lohns, so daß deren Familien zu leben haben. Zur Arbeitslosigkeit tragen die öffentlichen und genossenschaftlichen Unternehmungen nicht bei, da sie wesentlich leichter als Privatunternehmer Entlassungen von Arbeitern auch bei stark vermindertem Geschäftsgang vermeiden können, freilich auch müssen.

Der Krieg hat auch bereits die *gemeine Mark* wieder dem Volk teilweise geöffnet. Noch ist ja der öffentliche Besitz an Grund und Boden in Deutschland recht groß. Nach den Voranschlägen des Jahres 1913 hatten das Reich und die Bundesstaaten zusammen einen Besitz von Domänen von 760 347 Hektar, an Forsten von 5 094 664 Hektar. Die Gemeindeforsten hatten im Jahr 1900 eine Größe von 2 258 090 Hektar. Von den 13 995 869 Hektar Forsten waren im Jahr 1900 in Privatbesitz nur 6 503 365 Hektar, der größere Teil ist also in öffentlichem Besitz. Besonders diese mehr als 7 Millionen Hektar Forsten können jetzt dem Volk nutzbar gemacht werden. Die Aufforderung an die privaten Besitzer von Forsten die Wälder zu öffnen wird wenig nützen. Das preußische Staatsministerium hat die Erlaubnis erteilt, daß in den Gebieten, die das vor dem Feind in Sicherheit gebrachte Vieh der Nachbargebiete vorübergehend aufnehmen und ernähren müssen, der flüchtenden Bevölkerung nicht nur die Waldweide im weitesten Umfang sondern auch das Beweiden der noch nicht verpachteten oder abgeernteten oder von den Pächtern unter Rücktritt von der Pacht zur Verfügung gestellten forstfiskalischen Wiesen allgemein unentgeltlich gestattet wird. Die gleichen Vergünstigungen sind im Fall des Bedarfs den Bewohnern der Landesteile einzuräumen, die vom Feind besetzt gewesen, dann aber wieder befreit sind. In Konsequenz dieser Maßnahmen sollten nun auch alle dem Staat und den Gemeinden gehörenden Wälder den Bedürf-

tigen geöffnet werden, damit diese sich mit der nötigen Streu, mit Brennholz usw. versorgen können. Jetzt kann auch, wie es bereits von der Generalkommission der Gewerkschaften und dem Vorstand der sozialdemokratischen Partei beim Reichsamt des Innern angeregt worden ist, die Urbarmachung von Ödland durch den Staat allgemein in Angriff genommen werden; hierdurch würden zahlreiche Arbeiter Beschäftigung erhalten.

Wie groß der Einfluß des öffentlichen Besitzes auf das wirtschaftliche Leben bereits sein muß, und wie bedeutungsvoll diese Tatsache für die Überwindung der Kriegsnot ist, läßt sich aus der Größe des gesamten öffentlichen Besitzes in Deutschland ermessen. Ein vollständiges Bild von dem staatlichen und kommunalen Besitz liefert freilich die deutsche Statistik immer noch nicht. In den Voranschlägen der einzelnen Etatsaufstellungen wird von den öffentlichen Unternehmungen auch nur das Anlagekapital angegeben. Das Anlagekapital ist aber nicht maßgebend für den Wert eines werbenden Besitzes. Der Wert eines Unternehmens ist vielmehr nach dem Ertrag zu berechnen. Und nach dem regelmäßigen Reinertrag der Erwerbsanstalten kann man auch den Wert des deutschen Staatsbesitzes am besten bestimmen. Die Reinerträge der staatlichen Domänen, Forsten, Eisenbahnen, der Post usw. sind auch nicht etwa künstlich durch den Monopolcharakter der Unternehmungen gestaltet, sie dürfen vielmehr rein geschäftlich bewertet werden. Den ordentlichen Reinertrag der Erwerbsanstalten nach den Voranschlägen für 1913, ersieht man aus folgender Zusammenstellung:

Gebiet	Reingewinn Millionen Mark
Deutsches Reich	186,8
Preußen	694,8
Bayern	146,3
Sachsen	59,6
Württemberg	47,1
Baden	35,4
Hessen	20,8
Mecklenburg-Schwerin	8,8
Großherzogtum Sachsen	3,2
Mecklenburg-Strelitz	1,6
Oldenburg	4,5
Braunschweig	8,2
Sachsen-Meiningen	2,9
Sachsen-Altenburg	0,4
Sachsen-Koburg-Gotha	1,3
Anhalt	5,0
Schwarzburg-Sondershausen	0,9
Schwarzburg-Rudolstadt	1,3
Reuß jüngere Linie	0,6
Lippe	0,1
Lübeck	2,8
Bremen	5,5
Hamburg	13,0
Elsaß-Lothringen	4,2
Reich und Bundesstaaten	1257,1

Waldeck, Reuß jüngere Linie und Schaumburg-Lippe haben keine Reinerträge aus staatlichen Erwerbsanstalten im Jahr 1913 zu verzeichnen. Bei

einer normalen Verzinsung von 5 % repräsentieren die 1257,1 Millionen Mark Reineinnahme ein Staatsvermögen von rund 25 Milliarden Mark. Den nicht werbenden Teil des Staatsvermögens, zu dem unter anderem auch die wertvollen Museen, Verwaltungsgebäude usw. gehören, wird man sicher mit 5 Milliarden in Ansatz bringen können, so daß das gesamte Staatsvermögen Deutschlands rund 30 Milliarden betragen dürfte.

Der kommunale Besitz läßt sich ebenfalls nur schätzen. Er ist zu einem sehr großen, wenn nicht zum größten Teil erst in den letzten 20 Jahren entstanden und vermehrt sich in den großen Städten ungemein rasch und bedeutend. Das reine Vermögen von Charlottenburg zum Beispiel nimmt alljährlich um etwa 10 Millionen, das von Frankfurt am Main um 15 Millionen und noch mehr zu. Eine annähernd zuverlässige und umfassende Statistik des Gesamtvermögens der Gemeinden besitzen wir zurzeit nur von Bayern. Im Jahr 1910 betrug das Gesamtvermögen der bayrischen Gemeinden in annähernder Summe 1620,7 Millionen Mark, gegenüber 1515,5 Millionen im Jahr 1909 und 1435 Millionen im Jahr 1908. In 2 Jahren ist das kommunale Vermögen in Bayern also fast um 200 Millionen gewachsen. Im Jahr 1910 betrug das rentierende Vermögen 1162,2 Millionen Mark, das nichtrentierende 494,5 Millionen. Auf den Kopf eines Münchener kam im Jahr 1910 ein Reinvermögen von 781,3 Mark, eines Nürnbergers von 550,1, eines Augsburger von 565,8, eines Bayern im Durchschnitt von 235,3 Mark. Die Prokopffzahl für Bayern, auf die 66½ Millionen Einwohner Deutschlands berechnet, ergäbe ein Gesamtvermögen der deutschen Gemeinden von rund 17 Milliarden Mark. Zusammen mit den 30 Milliarden Staatsvermögen und den rund 3 Milliarden Vermögen der deutschen Arbeiterversicherung bedeutete das einen öffentlichen Besitz im Wert von rund 50 Milliarden Mark.

Diese Summe stellt (auch wenn man den nicht werbenden Besitz in Abrechnung bringt) zweifellos weit mehr als den zehnten Teil des deutschen Volksvermögens dar. Die Erträgnisse dieses Gemeineigentums wurden nun freilich in normalen Zeiten den Staats- respektive den Gemeindegassen zugeführt. Aber in der staatlichen Verwaltung, in den staatlichen Betrieben, von den Kommunen und freien Genossenschaften werden insgesamt rund 2 Millionen Personen beschäftigt, die mit ihren Angehörigen sicher einen Kreis von 6½ Millionen Einwohnern umfassen, also etwa ein Zehntel der Bevölkerung Deutschlands, das im Krieg wirtschaftlich nicht gefährdet werden kann. Das Kapitalvermögen und die Reingewinne dieser kollektivistischen Produktionsstätten können jetzt aber auch eine solidarische Verwendung finden, und dies geschieht auch vielfach. So zeigt es sich, daß der Gemeinbesitz, ganz abgesehen von seinem organisatorischen Wert, eine große wirtschaftliche und nationale Macht darstellt, die im Krieg eine ausschlaggebende Bedeutung für den Ausgang des Kampfes erlangen kann. Zu den Mitteln der nationalen Verteidigung wird in Zukunft in erster Linie die Sozialisierung der Produktion gerechnet werden müssen.

Gewachsen ist im Krieg aber auch das soziale Empfinden überhaupt und damit der sozialpolitische Gedanke, der ja nichts anderes ist als sozialistisches Denken und Wollen. Der sozialdemokratische Parteivorstand hat an die Parteigenossen in den kommunalen Vertretungen und Körperschaften das Ersuchen gerichtet sofort Anträge auf Unterstützung der Arbeitslosen, auf Fürsorge für die Kinder der Eingezogenen und Arbeitslosen durch Kinder-

horte, Speisung, Säuglingsfürsorge, Speiseanstalten, Errichtung von Bäckereien, auf Hilfe für Wöchnerinnen usw. zu stellen. In der gleichen Richtung sind auch die Staatsbehörden vorgegangen. So der preußische Minister des Innern durch einen Erlaß an die Gemeinden vom 28. August. In der vom preußischen Ministerium des Innern herausgegebenen Berliner Korrespondenz werden ferner besondere Ratschläge zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit erteilt. Die Kommunalverwaltungen sollen mit den Unternehmern und den Arbeiterorganisationen aller Parteirichtungen Fühlung nehmen, um zu erreichen, daß die Inhaber stillgelegter Betriebe sich wenigstens an der Fürsorge für ihre stellungslos gewordenen Arbeiter beteiligen, und um zu vermeiden, daß die Arbeitslosenunterstützungen der Arbeiterorganisationen sich mit der kommunalen Fürsorge kreuzen. Dieses Fühlungnehmen kann und wird sicher vielfach zur Einführung einer Arbeitslosenunterstützung nach dem Genter System führen, die dauernden Bestand hat. Das sächsische Gesamtministerium hat auch bereits in einer Sitzung am 4. September beschlossen, daß das Finanzministerium zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und zur Gewährung von Zuschüssen an die Familienangehörigen der im Felde stehenden Truppen an leistungsschwache Gemeinden zinsfreie Darlehen aus der Staatskasse im Gesamtbetrag bis zu 30 Millionen Mark gewähren soll. Ähnlich wird in den anderen Bundesstaaten vorgegangen. Eine große Reihe von Gemeinden hat auch bereits neben den Notstandsarbeiten Einrichtungen zur regelmäßigen Unterstützung der Arbeitslosen geschaffen.

Nicht alle diese und die anderen sozialpolitischen Einrichtungen, die während des Krieges ins Leben getreten sind, werden dauernden Bestand haben, sicher aber doch ein großer Teil. Die Vertreter der Regierungen, Gemeinden und nichtsozialistischen Parteien, die jetzt erklären, die Fürsorge für die Arbeitslosen läge ganz besonders im Interesse des Staates, werden sicherlich nach dem Krieg einer Arbeitslosenversicherung nicht entgegentreten. Das Altenburger Staatsministerium wird nach dem Krieg seine jetzt geäußerte Ansicht, daß Lohndrückereien eine Verletzung der patriotischen Pflicht sei, nicht widerrufen. Man wird es auch später anerkennen, daß in einer Versammlung des Schneiderverbands in Berlin ein Offizier unter lebhaftem Beifall die Lohndrückerei verurteilt hat. Auch wird nicht vergessen werden, was der Geheime Admiralitätsrat a. D. Paul Koch in der freikonservativen Wochenschrift *Das neue Deutschland* schrieb:

»Eine heilige Pflicht . . . wird es sein, wenn unsere Reservern und Landwehrlaute, die Grenadiere und Musketiere, die Artilleristen und Pioniere, die Dragoner und Ulanen, die Flieger und Eisenbahner und mit ihnen die Matrosen und Heizer das feldgraue Ehrenkleid wieder ablegen, dafür zu sorgen und allen Fleiß daranzusetzen die Hemmnisse ihres wirtschaftlichen Gedeihens zu beseitigen. Wohl schreiten wir voran auf allen Gebieten der Volkswirtschaft, das ist der Hauptgrund des grimmigen Hasses der Briten, aber auch bei uns ist es noch möglich und nötig noch Mannigfaches zu leisten, damit der wirtschaftliche Erfolg mit möglichst geringen Unkosten belastet wird, und damit dem Arbeiter ein möglichst großer Anteil vom Wert seines Arbeitsergebnisses zugewendet werden kann. Dem heiligen Bürokratismus sind wir mancherlei Abbitte schuldig, nur durch unsere strenge Ordnung und durch die vorbehaltlose Gewöhnung an die Pflicht war es möglich unsern Aufmarsch und die Überleitung in die Kriegsverhältnisse auf allen Gebieten so ohne irgendwelche Reibung durchzuführen. Wer aber gerecht und ehrlich ist, der weiß, daß noch allenthalben trotz aller Betriebsamkeit veraltete Anschauung, Zopf und Schlendrian die Erreichung des höchsten Erfolgs verhindern, und daß viel gesündigt ist, intra et extra muros, in bester Absicht vielleicht und in erklärlicher

Verblendung, und daß wir dadurch dem Neid und dem Haß auch im Kreis unserer Volksgenossen allzu reichliche Nahrung boten.«¹⁾

In allen diesen Maßnahmen und Äußerungen drückt sich ein Wachsen des Gedankens der Solidarität, der Gemeinsamkeit, des Sozialismus aus. Diesen Geist, der sich in Kriegsnot entfaltet hat, dauernd für die Entwicklung unseres Volkes nutzbar zu machen wird zu den großen Aufgaben gehören, die nach dem Krieg an uns herantreten.

XX

FELIX LINKE · DIE NEUE ARCHITEKTUR



Die Kölner Werkbundaussstellung hat durch den Krieg ein jähes Ende genommen. Ihre Pforten sind geschlossen worden. So bleiben vielen die wertvollen Anregungen unbekannt, die von dort ausgestreut werden konnten. Denn so viel Verfehltes die Ausstellung auch darbot, einige Dinge sind doch von höchstem Wert gewesen. Zu diesen gehört in erster Linie der kleine Tempel der Schönheit, den Bruno Taut dicht hinter den Eingang gestellt hat: das vielgenannte Glashaus.

Glashäuser kennen wir seit langem. Jedes Treibhaus ist ein solches, und daß es unter den Treibhäusern ganz herrliche Glashäuser gibt, davon kann sich jeder Besucher eines großen botanischen Gartens überzeugen. Auch sonst haben wir schon schöne Glashallen erlebt. Ein Haus, das zum großen Teil bereits aus Glas bestand, war das Monument des Eisens, das unser genialer junger Baumeister voriges Jahr in Leipzig auf der internationalen Bauausstellung zeigte. Da fiel es manchem wie Schuppen von den Augen: Hier stehen wir vor ganz neuen Möglichkeiten der Architektur. War jenes Haus aber doch immer noch mehr Eisen und Stein als Glas, so ist das Kölner Haus so gut wie ganz Glas. Nur ein wulstförmiger Sockel und die Fundamente sind steinern, aus Eisenbeton. Dazu treten noch wenige Säulen und die Rippen für die Glaskuppel. Sonst aber alles Glas, nichts als Glas. Und dennoch von einer Solidität und Festigkeit, die der eines Steinbaus kaum etwas nachgibt.

Es ist ja den wenigsten bekannt, daß es solide Ziegel aus Glas gibt. Zwar nicht in der Form der Backsteinziegel sondern in anderen zweckentsprechenden und materialgerechten Bildungen, Ziegel, die nicht minder fest sind als der Backstein, die auch nicht minder den soliden Eindruck hervorrufen als jener, Glasziegel, die man durch kaum sichtbare Eisenbetonrippen fest miteinander verkitten kann, die aber dennoch dem Licht den besten Durchlaß bieten. Diese Glasziegel sind nach den optischen Gesetzen der Lichtbrechung so konstruiert, daß sie sogar das seitlich einfallende Licht nutzbar machen und die von ihnen umschlossenen Räume hinter sich in fast allen Ecken und Winkeln erleuchten, die sonst kein gerader ungebrochener Lichtstrahl je erreichen könnte. Diese Ziegel sind in der Tat zum Aufbau ganzer Wände geeignet. Sie sind solide, fest und wetterbeständig, keine Schlossen können ihnen etwas anhaben, und sie haben sich im Feuer geradezu glänzend bewährt. Das Königlich preußische Materialprüfungsamt hat die Versuche ausgeführt und damit der Architektur bewiesen, daß es neue feuerbeständige Baustoffe gibt, die vor vielen alten wertvolle Eigenschaften voraus haben.

¹⁾ Siehe Koch Unsere Sozialdemokraten und der Krieg, im Neuen Deutschland, 1913-1914, pag. 578 f.

Erfinder dieser Glasziegel ist der Direktor des Deutschen Luxferprismensyndikats, Keppeler. Diese Firma hat die Gläser eingeführt, stellt sie fabrikmäßig her und verbaut sie auch zu den mannigfachsten Zwecken. Sie ist bei den eigentlichen Glasziegeln, für die sie zahlreiche Zweckformen geschaffen hat, nicht stehengeblieben sondern hat mit besonderem Eifer Gläser hergestellt, die sich vorzüglich zur Deckenverglasung eignen; aber nicht bloß zur Abdeckung von geschlossenen oder ungeschlossenen Räumen sondern stets in besonderer Rücksicht auf deren größtmögliche Erhellung. Sie hat also die optischen Prinzipien mit den ästhetischen Forderungen vereinigt und bereits in Tausenden von Fällen gezeigt, was sich mit diesem Baustoff anfangen läßt.

Aber die Tatsache, daß ein solcher Baustoff existiert, bedeutet mehr als seine Verwendbarkeit in der Architektur, denn er schließt ganz neue architektonische Elemente in sich. Der Steinbau ist in den bekannten Architekturen zu wundervoller Blüte gelangt. Aber er ist beschränkt, denn seine geometrischen Elemente sind durch einen einzigen statischen Faktor bestimmt, durch die Druckwirkung. Aller reine Steinbau beruht allein auf der Ausnutzung der Druckbeanspruchung des Baumaterials, und daher ist seine wesentliche architektonische Möglichkeit die Senkrechte, in beschränktem Maß die Wagerechte und bis zu gewisser Größe und allerdings sehr hoher Kompliziertheit der Bogen oder allgemeiner gesprochen das Gewölbe. Nur unter Zuhilfenahme anderer Baustoffe gelang es der Steinarchitektur mehr und mehr auch noch die Wagerechte zu erobern, vornehmlich durch den Holzbalken und später durch das Eisen. Als das Eisen in größerem Maßstab zur Verwendung kam, wurden seine architektonischen Eigenschaften unter dem jahrtausendelangen Einfluß der Gewöhnung an den Steinbau gänzlich verkannt, obwohl es viel reichere Bildungen gestattete. Aber das Eisen allein vermochte sich nur die reinen Konstruktionen zu erobern, weil seine raumschließende Fähigkeit gering ist. Blech ist ungeeignet, und so ergab sich die Notwendigkeit wieder auf andere Baustoffe zurückzugreifen. Als raumschließender Baustoff bot sich das Glas dar, und man baute eine Zeitlang die glasgeschlossenen Eisenhallen. Inzwischen aber tauchte ein neuer Baustoff auf, der Beton, ein Steinstoff, der sich gießen und pressen läßt. Er gestattete die räumliche Ausgestaltung in leichtester Weise, hatte aber den Nachteil als Steinstoff keine anderen als Druckwirkungen aufnehmen zu können. Erst als die Statiker erkannten, daß eine Verbindung des Betons mit dem Eisen gute Dienste leisten konnte, war der ideale Baustoff gefunden, von dem man wohl annehmen muß, daß er die größte Zukunft hat. Der Eisenversatz des Betons erfolgt in der Weise, daß diejenigen Bauteile, die Zugwirkungen aufzunehmen haben, an den entsprechenden statisch bestimmbar Stellen Eiseneinlagen erhalten, die die Züge aufnehmen.

Damit war ein ungeheurer Schritt vorwärts getan, ein Schritt, dessen Folgen für die Architektur noch gar nicht abzumessen sind. Man ist damit endgültig von einer Abhängigkeit befreit, die meines Erachtens die ganze weitere Entwicklung der Architektur verhindert hat. Die Möglichkeiten der Steinarchitektur sind erschöpft. Wo man über ihr eigentliches Wesen hinausschritt, gelangte man zu einer Künstelei, die bereits unnatürlich und gefährlich war. Denn jeder Bau konnte ja nur Drücke aufnehmen, und das mußte

die einseitige Richtung der Stilformen festlegen. Der Eisenbeton kann Druck und Zug vertragen, ja er kann auch alle anderen Beanspruchungen, die wir besonders von dem Maschinenbau her kennen, aufnehmen und hat damit die Möglichkeiten in dem selben Maß gesteigert, wie die Kombinations- und Permutationslehre angibt.

Den Beweis für die stilbildende Kraft der Eisenbetonbauweise hat der Erbauer der Breslauer Jahrhundertfesthalle erbracht, wenn auch nur zum Teil. Daß er ihn praktisch nicht bis zu Ende führte, lag daran, daß er zu sehr noch am Alten klebte und nicht wagte die ganze Neuheit bis zum Grund auszuschöpfen, in der Furcht, es könnte ein Gebilde entstehen, das von den Zeitgenossen nicht mehr als Architektur angesprochen werden würde. Es ist die selbe Furcht, die man bei den ersten Eisenkonstruktionen hatte. Man nannte sie keine Architekturen und sprach ihnen die Berechtigung zur Bezeichnung Stil ab, bloß weil die Bauweise nicht zur alten Backsteinarchitektur paßte. Man entblödete sich sogar nicht Ornamente und Blechverzierungen an die Eisenkonstruktionen zu nieten, um einen Knotenpunkt oder ein Gelenk, also ein wichtiges konstruktives Element, zu verdecken statt zu betonen, weil man nur in der alten Bauweise zu denken gewohnt war. Man ist in der Beziehung äußerst konservativ. Noch beim Bau des Leipziger Hauptbahnhofs wagten die Architekten nicht die oberen Gelenke der Eisenbetonbögen zu betonen, wie es die Konstruktion nahelegt, sondern sie hielten das Ganze so, daß es den Eindruck eines gewölbten Bogens macht.

Die weitgehende Ausbildung der reinen Eisenbetonarchitektur läßt sich bisher auf das Glas nicht entsprechend übertragen. Die Glasarchitektur ist eben auf die Konstruktion angewiesen, als die in erster Linie Eisen und neuerdings Eisenbeton in Frage kommen. Tragende Stützen kann man in Glas nicht ausführen. Aber in Verbindung mit den genannten Materialien ergeben sich ganz neue Möglichkeiten. Wir besitzen davon eine lebendige und anschauliche Schilderung in einer Schrift des Dichters Paul Scheerbart, betitelt Glasarchitektur. Wer allerdings meint, er fände dort konstruktive Auseinandersetzungen mit Zeichnungen und Bildern, der irrt sich. Das Buch ist eine lustige Dichtung, gut für die Anregung und für die Phantasie. Phantasie ist so viel darin, daß der Architekt das meiste über Bord werfen wird, aber Anregung findet er dort nicht minder. Und wer es versteht davon einen bescheidenen Teil in die Praxis umzusetzen, der kann sich ein Verdienst erwerben. Taut hat es getan, mit dem Effekt, daß sein Werk der Hauptanziehungspunkt der ganzen Kölner Ausstellung geworden ist. Wo es nur anging, hat er Glas verwandt und dabei überall Neues und Vorzügliches heranzuziehen vermocht. Selten ist ein Bau so viel verlacht und angepöbelt worden wie das Tautsche Glashaus, aber die Lacher sind verstummt, soweit sie das Haus wirklich gesehen oder gar betreten haben. Sie haben zuerst gelacht; nachher aber haben sie gestaunt, und sie mußten sich beugen unter die Macht der glänzenden Erfindung und das Zielbewußtsein des Erbauers.

Man kann das ganze Glashaus nicht besser charakterisieren, als wenn man es einen auf der Spitze stehenden, halb versunkenen riesigen Kristall nennt, und zwar halbversunken in eine Fassung, die aus einem mit großen bunten Glaskugeln geschmückten wulstförmigen Sockel und einem 14eckigen Glasprisma mit Betonkanten besteht. Gewaltige Spiegel Scheiben bilden die

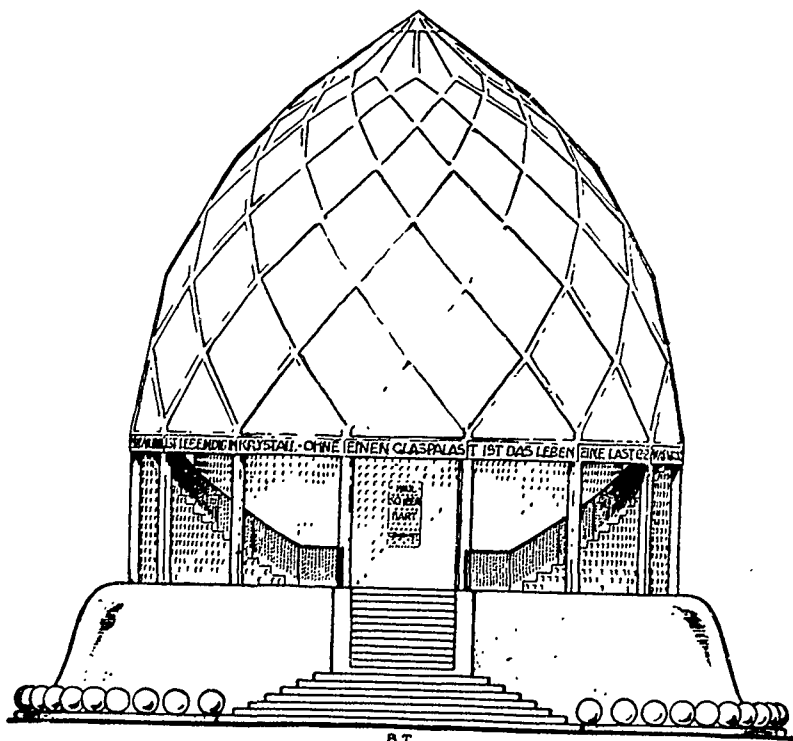
Flächen des Kristalls, dessen Kanten dünne Eisenbetonrippen sind. Vorn führt eine breite Betontreppe zur Höhe des Wulstes empor, deren oberer Teil durch 2 kräftige Betonwangen zusammengehalten wird. Diametral entgegengesetzt hinten ist ein stufenförmiger Anbau, der das Kaleidoskop und die notwendige Ventilations- und Entlüftungsanlage aufnimmt. Lustige und kecke Sprüche Scheerbarts zieren den obern Fries des erwähnten Prismas und den Anbau und gehen mit dem ängstlichen Architekturphilister arg ins Zeug:

»Das Glas bringt uns die neue Zeit,
Backsteinkultur tut uns nur leid.«

Und

»Ohne einen Glaspalast
Ist das Leben eine Last.«

Also die Offensive auf der ganzen Front. Wie es immer sein muß, wenn man nicht ins Hintertreffen geraten will.



Bruno Taut ist sich völlig klar darüber, daß er kein Glashaus der Praxis und des dauernden Gebrauchs auf die Ausstellung schicken konnte. Er wird auch wissen, daß das reine Glashaus in den meisten Fällen in unserm Klima wenigstens Zukunftsmusik bleiben muß. Deshalb hat er in seinem Werk auch nur zeigen wollen, welche architektonischen Möglichkeiten das neue Material bietet. »Das Glashaus hat keinen andern Zweck als schön zu sein«, lautet der erste Satz seines Programms. Und hätte die Leitung der Werkbundausstellung und die einzelnen beteiligten Künstler eine ebenso klare Vorstellung von dem Sinn und dem Zweck eines Ausstellungsbaus ge-

habt wie Taut, so böte nicht auch die Ausstellung der »durchgeistigten deutschen Arbeit« so viel falsche Architektur, nicht so viel Monumentalität aus Gips, Leinwand und Pappe. Überhaupt: die Monumentalität. Man kann ihr nicht oft genug den Krieg erklären. Überall macht sie sich breit, und am meisten da, wo sie nicht hingehört (also zum Beispiel bei Ausstellungsbauten: siehe Köln). Bauen wir doch leichter, graziöser, und lassen wir die kleinen Landhäuser im Stil dorischer Tempel! Dazu kann die Glasarchitektur ein redlich Teil beitragen. Der Eisenbeton ist ein so fester und schöner Baustoff, daß er gestattet den Architekturen leichte und graziöse Formen zu geben. Und in Verbindung mit dem Glas ergibt sich eine wahrhaft lichtbringende Bauweise, die in dem Kölner Glashaus eine wirkliche Verkörperung gefunden hat:

»Das Licht will durch das ganze All
Und wird lebendig im Kristall.«

Geht man die Treppe hinauf, so gelangt man auf eine kleine Terrasse, von der aus rechts und links eine Glastreppe zum obern Kuppelsaal hinaufführt. Der Anblick, der sich über einem auftut, ist überwältigend schön. Denn innen schließen nicht etwa die außen sichtbaren glatten Spiegelscheiben den Raum, sondern eine herrliche plastische Verglasung wird sichtbar, in der sich das von draußen hereinflutende Licht tausendfältig bricht. Zwischen den Eisenbetonrippen, die nur 12 Zentimeter breit und 20 Zentimeter hoch sind und in dieser Feinheit ein technisches Meisterstück darstellen, sitzen die aus Luxferprismengläsern zusammengesetzten großen Verglasungen, die von Farbenglastafeln hinterlegt sind. Nur ganz feine Kupferrippen trennen die einzelnen Gläser und geben der ganzen Verglasung dennoch eine ungewöhnliche Festigkeit. Diese wird durch die Art der technischen Herstellung erzielt. Die Gläser werden nämlich durch zwischen sie gelegte Kupferstreifen getrennt, diese in den Knotenpunkten schwach und fein verlötet und das ganze noch lose Gebilde in ein galvanisches Kupferbad gehängt. Hier geht die Ausfüllung der Lücken durch das elektrolytisch ansetzende Kupfer ganz von selbst von statten, und es ergibt sich eine Verbindung der Gläser, die so gut wie lückenlos und außerordentlich fest ist. Es ist bemerkenswert, in wie großer Entfernung noch die Plastizität der Gläser für das Auge erhalten bleibt. Der Grund dafür ist die Lichtbrechung im Glas, die das Plastische erhöht zum Ausdruck bringt und damit statt der toten platten Scheiben eine prachtvolle lebendige räumliche Wirkung erzeugt. Die Verglasungen sind von schwach gelblicher Färbung und wundervollen zum Teil für diesen Zweck eigens entworfenen Mustern. Die Gotik dieses Glaskuppelbaus ist herrlich und kennt kein Gegenstück in der Backsteingotik; sogar die herrlichen Bögen des Doms auf der andern Rheinseite sind gegen dieses lichtdurchströmte Gewölbe tot. Der ganzen Welt sollte man zeigen, was die Glasarchitektur zu leisten imstande ist, und deshalb können wir wünschen, daß das Glashaus fürs erste stehenbleibt, bis die Anregungen ausgeschöpft sind, die von hier ausströmen.

In 7 der 14 Betonrippenstrahlen hängen hoch oben Glaskugeln von milchreinstem Glas. Sie beherbergen große vieltausendkerzige Halbwattlampen, die ein klares weißes Licht über den Raum ergießen. In der Mitte aber hängt an langer Kette eine Riesenbirne, die aus aneinandergedrängten bunten Kegellampen mit ihren Glasschirmen besteht. Eine Farbensymphonie hat hier der junge Berliner Maler Franz Mutzenbecher zusammengestellt, deren

warme gedämpfte Lichtwellen den Kuppelsaal durchwallen und eine unbeschreibliche Märchenstimmung über den Raum legen. Über allen den Schönheiten, die am herrlichsten in der Nacht erstrahlen, vergißt man ganz die in den zahlreichen schönen Glasvitruinen ausgestellten Gegenstände zu betrachten. Altdeutsche, venetianische und englische Gläser, Tiffany- und andere kunstgewerbliche Gläser, viele Muster der Luxfergläser, Glashausentwürfe, Skizzen usw. zeigen, was aus Glas gemacht werden kann, und welche intimen und großartigen Wirkungen diesem schönen, auch physikalisch eigenartigen Stoff innewohnen. Der Fußboden des Kuppelsaals besteht aus Glaseisenbeton. Runde, starke Luxferprismen sind in den Beton eingebettet und lassen von dem Licht auch nach unten durch. Eine kreisrunde Öffnung, die ein schönes kupfernes Geländer abschließt, läßt den Blick auf den Unterraum frei. Neue Wunder tun sich dort auf, denn ein Teich von goldig glitzerndem Wasser, in dem bunte Farbenklexe auftauchen und schwimmen, bietet sich dar. Zwei Glastreppen geleiten zwischen Glaswänden aus quadratischen Luxferprismen zu diesem Raum. Trotz der räumlichen Enge auf den Treppen ist der Eindruck auch dort herrlich. Überall helles, zerstreutes Licht, so abgeschlossen man auch ist, und kein Unsicherheitsgefühl, denn die Rippen der Glaswände gliedern den lichten Raum und geben Halt und Orientierung.

Aus dem klaren Licht geht es nun in die Farbe. Und wahrhaftig, man glaubt nicht, was an schöner und harmonischer Farbwirkung zusammenzustellen ist, und daß der Kaskadenraum, in dem wir uns nun befinden, leicht übertroufen werden kann. Die Wände bestehen aus lauter quadratischen kleinen Glasplättchen, sogenannten Silbermalten, die durchscheinend sind und in sich perlmutterartig und silbrig glänzende feine Partikelchen tragen. Darüber hebt sich von der Wand zur mittlern Kreisöffnung ansteigend eine kegelförmige Decke aus rotem Überfangglas und Goldsmalten, während der Fußboden aus blauem, schwarzem und weißem Glassteinmosaik zusammengesetzt ist. Ich muß gestehen, daß die Silber- und Goldsmalten wohl die feinsten intimen Reize ausüben, die ich für Innenräume je gesehen habe, und meine farbigen Bilder, die ich nach dem Lumièreautochromverfahren von diesem obern Kaskadenraum hergestellt habe, sind schon das Entzücken vieler Betrachter geworden. In der Mitte des Raums befindet sich der kleine obere Teich, von dem aus eine Kaskade in 7 Stufen hinabfällt. Der Grund dieser Stufen ist starkes Rohglas, auf dem Ornament- und Spiegelscheiben liegen. Das Ganze ist durchsichtig und wird von unten durch zahlreiche Osramlampen, die in neuer, zweckentsprechender Ausbildung als Projektionslampen zur Anwendung kommen, mit etwa 60 000 Kerzen Lichtstärke beleuchtet. Gedämpft wird dieses Lichtmeer durch bunte Glasperlenketten, die auf dem Grunde liegen. Wie flüssiges Gold strömt das Wasser die Stufen hinunter und gibt dem Ganzen ein ungewöhnliches Leben von hoher Festlichkeit und Heiterkeit. Die Einfassung der Kaskade besteht aus glattem Beton; die Seitenwände des Raums aber sind mit schönen, durch und durch gefärbten Glaskacheln ausgekleidet, die zu prachtvollen Mustern vereinigt sind. Die hintere Wand läßt einen pyramidenförmigen Ausschnitt frei, der mit violetterm Samt ausgeschlagen ist und am Grunde eine metergroße Mattglasscheibe trägt, auf der von hinten ein gewaltiges Kaleidoskop seine immer und unendlich wechselnden Bilder hingaukelt. So ist dieser ganze Raum ein einziger großer Farbenrausch. Dabei ist der Glasmalerei, auf die sich die Ver-

wendung des bunten Glases bisher allein beschränkte, nur ein bescheidener Platz eingeräumt. In den Silbermaltenwänden sind einige Glasbilder eingelassen, von denen das mittlere des schon genannten Franz Mutzenbecher durch seine Kraft und die Stärke der Impression auffällt, obwohl es keineswegs bunt ist.

Zahlreiche Firmen und Künstler haben sich vereinigt, um mit diesem Haus ein Bild davon zu geben, was die Glasindustrie schon heute der Architektur zu bieten vermag. Es steht außer Zweifel, daß sich darin vieles aufgreifen und in die Praxis übersetzen läßt. Nicht, daß im Sinn Scheerbarts eine ganze neue Glasarchitektur von der erträumten praktischen Bedeutung für den Wohnhausbau entstände. Das ist doch wohl zum größten Teil Phantasie. Wohl aber, daß sich das Glas zu wundervollen Wirkungen und zu vielen praktischen Zwecken mit Vorteil wird verwenden lassen. Pavillons, Gartenhäuser, Schutzhallen, Wartehäuschen, Bäder, Luxusgebäude oder Veranden, Schau- und Treibhäuser, Ausstellungshallen, Läden und Schau- fenstereinrichtungen, gewisse industrielle und Fabrikgebäude, bei denen Licht und Feuersicherheit die Hauptsache sind, Hofabdeckungen, unterirdische Räume, Unterkellerungen, wettergeschützte Räume, Wintergärten usw. könnten sich mit größtem Vorteil der Glasarchitektur bemächtigen und nicht bloß praktische Gebäude sondern auch ein großes Stück Schönheit auf die Erde zaubern. Und Bruno Tauts Verdienst ist es in dem Scheerbart gewidmeten Kölner Haus das Samenkorn zur Glaskultur mit einem Geschick und künstlerischer Sicherheit gepflanzt zu haben, von der wir den späteren Anwandern nur immer einen Teil wünschen.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Krieg und Genossenschaften Der Krieg hat unsere Konsumvereine vor eine ganze Reihe großer Aufgaben gestellt. Sie sollen jetzt beweisen, daß die Konsumgenossenschaften, wie so oft in Friedenszeiten ausgesprochen wurde, zu den widerstandsfähigsten wirtschaftlichen Gebilden in Kriegszeiten gehören, daß sie in solchen Zeiten in stande sind der arbeitenden Bevölkerung einen wertvollen Rückhalt und Schutz zu bieten. Es scheint nun in der Tat, als ob die Genossenschaften sich diesen großen Aufgaben durchaus gewachsen zeigen. Mit Umsicht und Tatkraft haben sie sofort die nötigen Maßnahmen in die Wege geleitet, um Erschütterungen ihrer geschäftlichen Basis fernzuhalten, und um ihr möglichstes zur Linderung der allgemeinen Not zu tun.

Bei Ausbruch des Krieges richteten die Großeinkaufsgesellschaft und

der Zentralverband deutscher Konsumvereine ein Rundschreiben an die Verbandsvereine. Es hieß darin, daß sie vor allem dem Lebensmittelwucher und Mängeln bei der Marktversorgung und der verängsteten Stimmung der Massen entgegenzutreten, daß sie bei Aktionen großen Stils zur Versorgung bestimmter Märkte und Bevölkerungskreise mit Nahrungsmitteln mitzuwirken hätten, daß sie ihre Produktivbetriebe unter Umständen zur Herstellung von Brot für das Heer oder für Bedürftige zur Verfügung stellen müßten. Die Konsumvereine wurden schließlich ermahnt in diesen schwierigen Zeiten gegenseitige Solidarität zu üben. Vereine, die sich nicht zu bewältigenden Aufgaben gegenübersehen, wurden gebeten das zuständige Verbandssekretariat mit ihren Angelegenheiten zu betrauen. Sofort nach Beginn des Krieges setzte eine wüste Preistreiberei der privaten Händler ein. Zum Teil übte das Publikum selbst eine berechtigte Lynchjustiz an diesen eigentümlichen Patrioten.

Gleichzeitig wurden aber auch an den meisten Orten von den Behörden Höchstpreise für die wichtigsten Lebensmittel festgesetzt. Die Konsumvereine haben sich natürlich an den Preistreibern nicht beteiligt; sie haben vielmehr, solange die Vorräte reichten, noch genau zu den alten Preisen weiterverkauft und diese später auch nur so weit erhöht, wie dies durch höhere Einkaufspreise notwendig war. Sie haben damit zweifellos auch einen starken Druck auf die ansässigen Händler ausgeübt, die doch immerhin sich nicht allzuweit von den Konsumvereinspreisen entfernen dürfen, wenn sie ihre Kundschaft nicht ganz einbüßen wollen. Der Andrang neuer Mitglieder zu den Konsumvereinen ist natürlich überall außerordentlich groß, und vernünftigerweise hat man meines Wissens bisher auch noch nirgends diesem Andrang etwa im Interesse der alten Mitglieder gewehrt. So werden jedenfalls die Konsumvereine aus dieser Zeit der Not mit einer starken Vermehrung ihres Mitgliederbestands hervorgehen.

Bis jetzt ist auch die Organisation der Genossenschaften durchaus in der Lage gewesen den Warenbezug in vollem Umfang aufrechtzuerhalten. Warenknappheit hat sich nach den ersten starken Mitgliederkäufen noch nirgends wieder gezeigt. In Breslau haben die städtischen Behörden dem Konsumverein Vorwärts einen Teil der Kartoffellieferung übertragen. Es ist wohl auch damit zu rechnen, daß die Behörden, wie im vorigen Jahr beim Verkauf des ausländischen Fleisches, sich der Konsumentenorganisationen bedienen werden, um billige Lebensmittel der notleidenden Bevölkerung zugänglich zu machen. Die Produktivbetriebe der Konsumvereine, zum größten Teil die Bäckereien, in Hamburg aber auch die Schlächtereien, mußten der Befriedigung der Heeresbedürfnisse dienstbar gemacht werden. In Braunschweig, wo die Bäckermeister wegen Mangels an Gesellen nicht ihren vertraglichen Leistungen gegenüber der Militärbehörde nachkommen konnten, wurde der Konsumverein um Übernahme der Lieferung gebeten; er stellte in den ersten 5 Tagen der Mobilmachung rund 12 000 Brote für das Militär her und empfing dafür den öffentlichen Dank der Bäckerinnung.

In dieser Zeit der Umwertung aller Werte erfährt auch die öffentliche Beurteilung der Konsumvereine eine Revi-

sion. Einen ersten Schritt hierzu bedeutet der Erlaß der Reichspostverwaltung, der auf Antrag des Zentralverbands erfolgte, durch den künftig den Angehörigen der Reichs-, Post- und Telegraphenverwaltung der Beitritt zu den Konsumvereinen des Zentralverbands gestattet sein soll. Auch die Eisenbahndirektionen in Altona und Halle haben das Verbot der Mitgliedschaft in Konsumvereinen für Eisenbahnangestellte aufgehoben.

Gegenüber unverständigem Vorgehen ihrer Mitglieder sahen sich die Vereine zum Teil gezwungen gewisse Verkaufsbeschränkungen eintreten zu lassen sowie bei Auszahlung der Spargelder streng auf die durch die Sparordnung vorgesehenen Kündigungsfristen zu halten. Im allgemeinen ist der Andrang zu den Kassen nur in den ersten Tagen sehr groß gewesen; jetzt wird bereits wieder mehr eingezahlt als abgehoben. Einzelne Konsumvereine haben auch schon größere Summen zur Linderung der allgemeinen Not gespendet. So hat die Konsumgenossenschaft Berlin dem Nationalen Frauendienst für Groß Berlin 5000 Mark, zur Hälfte in bar, zur Hälfte in Bons, die in ihren Verkaufsstellen zur Einlösung gelangen, überwiesen.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Volksfürsorge, die übrigens bereits an die 3. Stelle der deutschen Volksversicherungsgesellschaften gerückt ist, für die Dauer des Krieges eine Volksfürsorgekriegsversicherungskasse errichtet hat, deren Zweck es ist den Hinterbliebenen der im Feld Gefallenen oder durch Verwundung oder Krankheit Verstorbenen nach Beendigung des Krieges eine größere Summe zur Verfügung zu stellen. An die Angehörigen, Freunde, Arbeitgeber, Organisationen der zu Versicherten werden Anteilsscheine von 5 Mark ausgegeben; für einen Versicherten dürfen aber nicht mehr als 20 solcher Anteilsscheine erworben werden.

Die Konsumvereine sind also in jeder Beziehung auf dem Posten und werden die schwere Zeit hoffentlich gut und jedenfalls mit einer bedeutenden Stärkung ihres Ansehens überstehen.

× England ×
Es berührt eigentümlich in einer Zeit der wildesten Völkerbefehdung über die Fortschritte der Genossenschaftsbewegung und über den Genossenschaftskongreß in einem Land berichten zu

müssen, das jetzt zu unseren grimmigen Gegnern gehört, mit dem wir aber zur Zeit der Abhaltung jenes Kongresses noch in engerer Fühlung standen und durch gemeinsame Arbeit an jenem Kulturwerk verbunden waren. Auch der diesjährige englische Genossenschaftskongreß bildete, wie alle seine Vorgänger, gleichzeitig eine Kundgebung für den Frieden. Wenn diese Friedensstimme auch so bald durch die Kriegsfanfaren übertönt wurde, so ist uns damit doch nicht die Hoffnung genommen, daß letzten Endes die die Völker vereinigenden aufbauenden Kulturbestrebungen sich gegenüber den die Nationen auseinanderreifenden zerstörenden Tendenzen als stärker erweisen werden.

Der Bericht des Zentralkomitees zeigte einen weitem erfreulichen Fortschritt der Bewegung. Zwar hat sich die Zahl der Vereine wieder vermindert; das ist aber nur die Folge von Verschmelzungen, also ein Beweis für die Konsolidierung der Bewegung. Die Zahl der Mitglieder stieg gleichzeitig von 2 876 892 auf 3 011 390, der Umsatz von 2 457 708 220 auf 2 600 221 320 Mark und der Überschuß von 265 786 120 auf 285 208 280 Mark. Im einzelnen verteilen sich diese Ziffern wie folgt:

Art und Jahr	Zahl	Mitglieder	Umsatz in Mark	Reingewinn in Mark
Großeinkaufsgesellschaften	1912	2	1 432	20 604 960
	1913	2	1 436	21 964 260
Konsumgenossenschaften	1912	1 399	2 750 633	239 148 440
	1913	1 387	2 878 648	257 026 060
Produktivgenossenschaften	1912	109	34 528	4 771 860
	1913	108	34 662	5 060 380
Bezugs- und andere Genossenschaften	1912	10	90 299	1 260 860
	1913	13	96 644	1 157 500

Von den beiden Großeinkaufsgesellschaften hatte die englische im Jahr 1913 1168 Mitglieder, einen Umsatz von 627 439 520 und einen Überschuß von 14 691 660 Mark, während die schottische bei 268 angeschlossenen Vereinen nur 179 282 620 Mark umsetzte und dabei einen Überschuß von 7 272 600 Mark erzielte. Die beiden Großeinkaufsgesellschaften stellten von den abgesetzten Waren für 212 910 360 Mark in eigenen Fabriken und Werkstätten her. Davon entfallen etwa zwei Drittel auf die englische, ein Drittel auf die schottische Gesellschaft. Über die industrielle Produktion der Konsumvereine macht der Bericht leider keine Angaben; dagegen erfahren wir, daß die beiden Großeinkaufsgesellschaften und 81 Konsumvereine 8730 Acres eigenes und 5670 Acres gepachtetes Land bewirtschafteten, bei welcher Tätigkeit ein Gewinn von 177 260 Mark herausprang, dem aber ein Verlust von 117 300 Mark gegenüberstand. Die Geschäftsguthaben der Konsumvereine hatten übrigens Ende 1913 die Höhe von 760 Millionen Mark oder 264 Mark pro Mitglied erreicht. Demgegenüber sei bemerkt, daß in den Vereinen unseres Zentralverbands das durchschnittliche Zentralguthaben nur 19 Mark beträgt.

× England: Der Genossenschaftskongreß wurde in der Pfingstwoche in Dublin, zum erstenmal auf irischem Boden abgehalten. Es waren etwa 1200 Delegierte, darunter eine große Anzahl Ausländer, auch Deutsche anwesend. Die Inauguraladresse des Vorsitzenden Fleming war von starkem sozialen, wenn man will: sozialistischem Geist getragen. Der Redner warnte auch davor sich von den gewaltigen Zahlen der britischen Genossenschaftsbewegung einschläfern zu lassen; es gäbe noch unendlich viel zu tun. Dabei dürften sich die Genossenschafter nicht von rein geschäftlichen Erwägungen sondern müßten sich in erster Linie von idealen Motiven leiten lassen. Das Hauptgewicht legte der Redner auf einen raschen systematischen Ausbau der Produktion. Herr Greening wies im Geschäftsbericht darauf hin, daß die genossenschaftliche Produktivität einen jährlichen Gewinn von 290 Millionen Mark abwerfe. Kapitalisiere man diesen Gewinn ein Dutzend Jahre, so besitze man einen Fonds von 3¼ Milliarden Mark. Lege

man die Gewinne in der Bewegung selbst an und füge die in der Warenverteilung erzielten hinzu, so würde man in 12 Jahren 10 Milliarden Mark erspart haben. Das bedeute, daß man dann sämtliche heute vorhandenen 3 Millionen Mitglieder selbst beschäftigen könne; jedenfalls eine berauschende Perspektive.

Zu einer ziemlich scharfen Auseinandersetzung kam es anlässlich des Berichts des parlamentarischen Ausschusses, der folgende Sätze enthielt: »Unsere Bewegung folgt im allgemeinen der Politik der liberalen Partei.« Und: »Die meisten unserer Mitglieder unterstützen die Regierung.« Diese Worte mußten in einer Bewegung, die stolz auf ihre religiöse und politische Unabhängigkeit ist, auf den lebhaftesten Widerspruch stoßen. Der Antrag die betreffenden Stellen aus dem Bericht zu streichen wurde aber schließlich doch, allerdings mit nur geringer Mehrheit, abgelehnt, und der Bericht geht somit unverändert an die Regierung.

Sodann stimmte der Kongreß einem vom gemeinsamen Ausschuß der Gewerkschaften und Genossenschaften ausgearbeiteten Regulativ zu, durch das in Streitsachen zwischen Genossenschaften und ihren Angestellten beide Teile gezwungen werden sollten sich dem Schiedsspruch des Ausschusses zu unterwerfen. Die auf dem vorletzten Kongreß anscheinend bereits erledigte Frage des Zusammengehens mit den »anderen Kräften« beschäftigte auch wieder die diesjährige Genossenschaftstagung. Eine Konferenz von Vertretern des Genossenschaftsbunds, der Gewerkschaften und der Arbeiterpartei vom Mai dieses Jahres hatte die Einsetzung eines ständigen Ausschusses der 3 Körperschaften für notwendig erkannt. Das Regulativ, das dem Genossenschaftskongreß zur Beschlußfassung überreicht wurde, sieht für den vereinigten Genossenschafts- und Arbeiterausschuß eine Vertretung des Genossenschaftsbunds durch 3, eine solche der englischen Großverkaufsgesellschaften durch 2, der schottischen durch 1, des Gewerkschaftsbunds durch 2 und der Arbeiterpartei durch 3 Mitglieder vor. Die Aufgabe des Ausschusses sollte sein: Vermittlung eines bessern gegenseitigen Verständnisses, Durchführung gemeinsamer praktischer und erzieherischer Aufgaben, Prüfung wichtiger, beide Teile betreffender Fragen, wie die Anlage der Gelder der Gewerk-

schaften in Genossenschaftsbetrieben, die Unterstützung der Lohnkämpfe der Arbeiter durch Ausgabe von Lebensmittelpreisen oder Darlehen, ferner die gemeinsame Beeinflussung der öffentlichen Meinung, Vermittlung freundschaftlicher Kundgebungen auf den Kongressen der einzelnen Organisationen usw. Die Angelegenheit wurde bis zum nächsten Kongreß vertagt. Einen Akt der Pietät beging der Kongreß, als er 40 000 Mark bewilligte, um die Gräber der 28 redlichen Pioniere würdig zu pflegen und den ersten Laden in der Krötengasse in Rochdale anzukaufen, um die Front des Hauses in historischer Weise umzubauen. Sodann wurde die Einsetzung von Bezirksausschüssen beschlossen, um bei Streitigkeiten zwischen beiden Teilen zu vermitteln. Sie sollen zu gleichen Teilen aus Vertretern der Genossenschaftsverwaltungen und der genossenschaftlichen Angestellten bestehen. Der früher beschlossene gemeinsame Ausschuß hat dann als letzte Instanz zu fungieren. Das Problem der hohen Lebensmittelpreise rief eine sehr interessante Diskussion hervor, bei der man sich im wesentlichen dahin einigte auf eine Herabsetzung der Genossenschaftspreise und damit der Dividenden hinzuwirken.

In der Schlußsitzung sprach sich George Russel in einem Referat über die gemeinsamen Interessen der landwirtschaftlichen Produzenten- und der städtischen Konsumentengenossenschaften dafür aus, daß man die Landbewirtschaftung den Farmern selbst überlassen sollte. Also eine Absage an die Landbewirtschaftung durch die Konsumvereine. Endlich wurde noch die Gründung eines Komitees beschlossen, das die verschiedenen Zweige genossenschaftlicher Tätigkeit: Bildung, Produktion und Distribution, überwachen und einander anpassen sollte. Voraussichtlich werden Sidney und Beatrice Webb dem Komitee angehören.

×
Partei und Genossenschaft Nach den Entscheidungen des Kopenhagener internationalen Sozialistenkongresses und des Hamburger internationalen Genossenschaftstags hätte man meinen sollen, daß der Streit, ob sozialistische oder neutrale Konsumgenossenschaft, eigentlich beendet sei. Beide Kongresse haben sich, der zweite allerdings wesentlich bestimmter als der erste, für die politische

Neutralität der Konsumvereine ausgesprochen, wohl nicht nur aus theoretischen Erwägungen heraus sondern unter dem Eindruck der praktischen Erfahrungen, die überall da, wo Parteimotive in die Genossenschaften hineingetragen wurden, eine Zersplitterung und Schwächung der Bewegung als natürliche Folge aufzeigten. Dennoch hat der berühmte belgische Sozialist und Genossenschafter (und jetzige Minister) Emile Vandervelde es für notwendig erachtet eine Lanze zugunsten der offenkundig sozialistischen Konsumvereine zu brechen. Seine Darlegungen sind unter dem Titel *Neutrale und sozialistische Genossenschaftsbewegung* deutsch im Verlag von J. H. W. Dietz in Stuttgart erschienen. Das 154 Seiten starke Büchlein bringt zunächst eine recht interessante Darstellung der Geschichte des Genossenschaftsgedankens in Verbindung mit der sozialistischen Theorie und Propaganda, die sich sehr anregend liest. Mit weniger ungetrübtem Vergnügen wird man sich dagegen auf das Gebiet der Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse und der Polemik begeben. Es ist schade, daß Vandervelde, der seine Originalbroschüre wenigstens vor 3 Jahren geschrieben hat, sich bei der Übersetzung ins Deutsche, die erst in diesem Jahr erfolgte, nicht veranlaßt gesehen hat seine Darstellung bis auf die neueste Zeit zu ergänzen. Da hätte er nämlich für England berichten müssen, daß der Vorschlag eines offiziellen Zusammengehens der Genossenschaften mit den *»anderen Kräften«* mit großer Majorität von den Konsumvereinen abgelehnt worden ist. Er hätte sich ferner mit der Tatsache auseinandersetzen müssen, daß in dem von ihm als Hauptargument benutzten Frankreich, die als so wenig wünschenswert bezeichnete Union der beiden Richtungen in der Konsumvereinsbewegung vor 1½ Jahren doch eingetreten ist, und, was das Wichtigste ist, daß trotz der dabei gewählten Form des Kompromisses es doch nicht zweifelhaft sein kann, daß der tatsächliche Sieg auf seiten der neutralen Richtung geblieben ist. Dies ist auch schon durch das Fernbleiben der intransigenten Nordsektion aus dem neuen Verband bestätigt worden. Nachdem der Gedanke der politischen Konsumgenossenschaft so auch in Frankreich desavouiert wurde, bleibt Vandervelde als Stützpunkt für seine Anschauungen nur die belgische Bewegung. Aber, wenn wir

auch zugeben müssen, daß diese Erhebliches gerade für die Gewinnung der Sozialisten für den Genossenschaftsgedanken geleistet hat, so kann doch andererseits nicht gelehnet werden, daß ihre tatsächlichen praktischen Erfolge von denen anderer, nicht größerer Länder, wie von der Schweiz und von Dänemark, längst in den Schatten gestellt wurden. Aber, meint Vandervelde, die Genossenschaftsbewegung ist in Deutschland, England und Österreich in Wirklichkeit sozialistisch und hängt sich nur zum Schein das neutrale Mäntelchen um. Da ist es besser, sie bringt ihre äußeren Kennzeichen mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung als »Garantie gegen Abirrungen« und »nützliche Vorsichtsmaßregel gegen nicht wünschenswerte Beitritte«. Ja, er unterstellt sogar den Neutralisten in Frankreich, von der Konsumgenossenschaftlichen Rundschau in Deutschland und den *Cooperative News* in England, daß sie durch ihre Organisation der Konsumenten und die allmähliche Eroberung der verschiedenen Zweige der Produktion und des Austausches die soziale Frage lösen, die sozialistische Gesellschaft verwirklichen wollen. Sie sind also tatsächlich Sozialisten, nur wollen sie ihren, angeblich bessern, Sozialismus an Stelle des allgemeinen Sozialismus setzen. Sie glauben, daß man mit der Genossenschaft allein zum Ziel kommt. Das ist aber, wie Vandervelde dann nachweist, ein Irrtum. Ich meine, unser belgischer Genosse macht sich den Kampf da doch etwas zu leicht, indem er erst selbst den Popanz schafft, auf den er dann losschlägt. Er soll uns erst einmal den deutschen Genossenschafter zeigen, der die Notwendigkeit des politischen und gewerkschaftlichen Kampfes leugnet und die Genossenschaft als das Mittel zur Herbeiführung des Sozialismus betrachtet. Selbst der Schweizer Genossenschafter Dr. Hans Müller, der gewiß die extremste Stellungnahme zum Neutralitätsprinzip repräsentiert, ist nicht der Meinung, daß man allein mit der Genossenschaft zum Ziel komme. Wenn aber im übrigen gerade von den Neutralisten das in der Konsumgenossenschaft verkörperte wirtschaftlich sozialistische Prinzip betont und hervorgehoben wird, und wenn dieser sozialistische Geist, wie Vandervelde selbst zugeibt, sich auch in dem ganzen praktischen Handeln der modernen Konsumvereine, in ihrer Behandlung der Angelegten, ihrer Antidividendenpolitik usw. dokumentiert, wozu dann noch die poli-

tische Etikettierung, die auch da, wo sie gar keine gesetzlichen Konsequenzen hätte, doch der Bewegung nur unnötige Schwierigkeiten bereiten würde? Solange Vanderverelde nicht nachweisen kann, daß der jetzige Zustand, wie er beispielsweise in der deutschen Bewegung verkörpert ist, zu einer Versumpfung und Entartung der Konsumvereine führt, hat er kein Recht im Interesse der Reinhaltung der Bewegung ein Abweichen von der politischen Neutralität, ein Bekenntnis zum politischen Sozialismus zu verlangen. Die neutralen Genossenschaftler wollen nicht ihren Sozialismus an Stelle des richtigen Sozialismus setzen, sondern, sofern sie gleichzeitig Sozialisten sind, betrachten sie die Genossenschaft, speziell den Konsumverein, als eine der Formen, in denen sich die Sozialisierung unserer Wirtschaftsordnung vollzieht, als eine Form, die durch eine Reihe anderer zum gleichen Ziel führender Bewegungen gestützt und ergänzt werden muß.

Alles das ist schon sehr oft gesagt worden. Leider machte die Persönlichkeit des in diesen Zeilen Angegriffenen es notwendig diese alten Wahrheiten noch einmal in aller Breite zu wiederholen.

× **Kurze Chronik** Durch Entscheidung vom 22. Juni hat die hessische Landeskammer für Steuersachen festgestellt, daß die festen Rabatte der Konsumvereine der Einkommensteuer nicht unterliegen. × Die Hamburger Produktion hat vom Hamburger Staat ein Grundstück erworben, auf dem sie ein Warenhaus errichten will. × Der Forchheimer Konsumverein hat gegen den dortigen Rabattsparverein Klage erhoben, weil dieser ihn in seinen Veröffentlichungen zum Zweck der Schädigung als sozialdemokratische Organisation bezeichnet hatte. Der Rabattverein wurde kostenpflichtig verurteilt die angeführte Behauptung bei Vermeidung einer Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder einer Haftstrafe bis zu 6 Monaten zu unterlassen. × Sein 50-jähriges Jubiläum hat der Konsumverein für Harburg und Umgegend begangen.

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Gesellschaftslehre Es ist ein alter Streit, ob neben den die einzelnen Seiten des gesellschaftlichen Lebens behandelnden Wissen-

schaften, neben der Volkswirtschaftslehre, der Jurisprudenz, den Staatswissenschaften, der Ethnologie usw., eine Soziologie oder Gesellschaftslehre, die in der Untersuchung der gesellschaftlichen Erscheinungen durch besondere, nicht schon in jenen Einzeldisziplinen sich erschöpfende Gesichtspunkte geleitet werde, möglich sei. Die Diskussion darüber hat vielfach wunderliche Wege eingeschlagen, und der neueste Versuch, den Othmar Spann in seinem Kurzgefaßten System der Gesellschaftslehre /Berlin, Guttentag/ in dieser Richtung unternimmt, kann die Verwirrung, scheint mir, nur noch wirrer machen. Mit gutem Recht weist er die von den wirklichen Interessen, die hinter der Forderung einer soziologischen Forschung stehen, ganz abseits führende Definition Simmels zurück, nach der die Aufgabe einer Soziologie in der Feststellung und Untersuchung der »reinen Formen der Vergesellschaftung« (also etwa der Formen gesellschaftlicher Über- und Unterordnung, der Konkurrenz, der Nachahmung, der Vertretung und dergleichen) liegen soll. Aber das Programm, das er an die Stelle dieses Simmelschen setzen möchte, bleibt darum nicht weniger in einem schattenhaften Schematismus stecken. Die Gesellschaftslehre verwandelt sich für ihn in eine Art Appendix der Philosophie, speziell der deutschen idealistischen Philosophie. Was diese in der Zergliederung der menschlichen Geistesstruktur gefunden hat oder gefunden zu haben glaubt, einen Komplex von Normen des Erkennens und Wertens, soll, weil sich eine derartige geistige Struktur nicht in einem isoliert gedachten Menschen sondern nur in dem Kontakt der Menschen, ihrem Miteinandersein und Aufeinanderwirken, nur in der Gesellschaft realisieren und entwickeln könne, der Ausgangspunkt und das grundlegend orientierende Prinzip der Soziologie oder Gesellschaftslehre sein. Ein Gedankengang, der sich mit dem in Stammers einst auch in sozialistischen Kreisen viel gelesenen und viel diskutierten Werk *Wirtschaft und Recht* in mancher Hinsicht nahe berührt und hier wie dort die selbe Signatur der Sterilität trägt. Nicht einmal der Versuch wird unternommen nachzuweisen, was denn ein in dieser Weise teleologisch fundiertes Rasonnement für die Kausalerklärung gesellschaftlicher Erscheinungen leisten soll.

Als Elemente der den Gegenstand der Soziologie bildenden Gesellschaft haben nach der Spannschen Erklärung nicht die vergesellschafteten Individuen (wie die *individualistische* Gesellschaftsauffassung in ihrer Beschränktheit wähne) zu gelten, sondern »die seelischen Erregungen in Gestalt von Sinnesempfindungen, Gedanken, Gefühlen und Willensakten«, die er zusammenfassend als »Empfindung« bezeichnet, und das durch die Empfindung dirigierte »nach außen hin in unmittelbaren Wirkungen zum Ausdruck kommende Handeln«. Der Mensch, so resümiert er, »empfiehlt und erfährt auf dieser Grundlage [der Empfindung] eine Vergesellschaftung, eine seelische Verbindung mit anderen; er handelt und geht damit wieder Verknüpfungen ein. Gesellschaft ist seelisches und handelndes Verbundensein; Empfindung und Handlung sind die zwei letzten Bestandteile jeder gesellschaftlichen Erscheinung, jeglichen gesellschaftlichen Lebens.« Jedem dieser beiden Elemente entspreche eine »eigentümliche Art der Verbindung«. Das Verbundensein in der Sphäre der »Empfindung« sei, wie das Beispiel der Freundschaft, Liebe, religiösen Entflammung, der Erörterung des Kunstgenusses usw. zeige, als »Austausch von Empfindungen mit reflexartiger Stärkung, Erweiterung, Veränderung dieser Empfindungen« charakterisiert, als eine »Vergemeinschaftung, in der die Elemente sich nicht mechanisch aneinanderreihen, sondern eine innere seelische Verankerung eines Menschen in einem andern durch Wiederhall (Reflex) des Empfindens« sich vollzieht. Im Gegensatz zum Handeln, in dem die »Verbindung nicht durch innern Wiederhall geschieht sondern als Zusammenwirken, gemeinsames Tun mehrerer durch mechanisches Ineinandergreifen, äußeres Aneinanderreihen der Handlungen«.

Eine Unterscheidung, deren völlige prinzipielle Unzulänglichkeit sofort ins Auge springt, wenn man dem, was Spann den »Austausch der Empfindungen« nennt, den wirtschaftlichen Akt des Güteraustausches zwischen Käufer und Verkäufer oder überhaupt den Abschluß von Verträgen gegenüberstellt als eines der allerelementarsten, einfachsten Beispiele »handelnder Verbundtheit«. Wie kann man bei einem solchen durch einheitliche Zweckbeziehung der Kontrahenten zusammenge-

haltenen handelnden Verbundensein von einem »lediglich mechanischen Ineinandergreifen, einem äußern Aneinanderreihen der Handlungen« sprechen? Was von der ganzen Spannschen Elementenlehre noch übrigbleibt, reduziert sich dann auf die Selbstverständlichkeit, daß das gesellschaftliche Handeln, sofern es als bewußtes Zweckhandeln auf die Befriedigung gewisser Bedürfnisse der Zusammenhandelnden gerichtet ist, also diesen Bedürfnissen gegenüber als dienendes Mittel erscheint, seelische Mitteilungs- und Verbindungsmöglichkeiten der Menschen unter einander voraussetzt, die ohne derlei Möglichkeiten so wenig gesellschaftlich nach zweckmäßiger Übereinkunft handeln wie ihr Empfindungsleben und ihre seelischen Anlagen irgend entwickeln könnten. Niemand wird das bestreiten wollen; aber ein Geheimnis bleibt, wie die kahle Konstatierung dieses Selbstverständlichen einen bestimmten Leitfaden zur Betrachtung der gesellschaftlichen Organisation und ihrer Bewegung liefern soll. Was Spann in Anknüpfung daran unter dem Titel Der formelle Aufbau der Gesellschaft weiter entwickelt, verpufft notwendigerweise in einem krausen Wirrwarr von Bestimmungen, die nirgends einen Ausblick bieten. Und die Anleihen bei der deutschen Philosophie in dem folgenden Abschnitt Der Lebensinhalt der Gesellschaft wie die im 3. Buch breit ausgeprochenen Erörterungen über Individualismus und Universalismus als Einheitstheorien« der Gesellschaft, fügen dieser schillernden Unbestimmtheit nur noch neue Unbestimmtheiten hinzu. Je unkontrollierbarer die Behauptungen, in um so apodiktischerer Formulierung werden sie vorgetragen. So erfährt der erstaunte Leser beispielsweise, daß »Kunst überall Kunst ist und die selben letzten Maßstäbe unter Buschmännern, Griechen, Indern, Chinesen und Germanen hat; daß Philosophie (wie Religion) sich überall auf das selbe Nacherleben der Welt und ihres göttlichen Urgrunds gründet; daß der »Gesamtwert von Rassen und Kulturen allein nach der philosophisch religiösen und der künstlerischen Leistung zu bestimmen ist«; daß »die volle Demokratie die Verderbnis jeder Kultur ist, da die niederen Kräfte in ihr mehr zur Geltung kommen können als ihrem vergemeinschaftenden Wert entspricht«; daß »der Grundzug indischen, griechischen, deutschen Wesens rein idealistisch, der Gegensatz zwischen römischem und

griechischem, englischem, französischem und deutschem nationalen Wesen im Grund kein anderer als der zwischen Empirismus und Idealismus« sei usw. usw.

Seine Gegenüberstellung »individualistischer« und »universalistischer« Gesellschaftsauffassung und seine gegen den »Individualismus« gerichtete Kritik ruht auf allerwillkürlichster Konstruktion, auf der Unterstellung nämlich: daß der Individualismus, der auf die Individuen als Elemente der Gesellschaft zurückgreife, diese als »selbständige, unveränderliche Existenzen« auffasse, die, wenn auch durch Zwecke der Unterhaltsbeschaffung und Lebenssicherung auf gesellschaftlichen Zusammenschluß angewiesen, in ihrem innern Wesen hiervon unberührt bleiben. Der Individualismus arbeite mit dem »Begriff eines selbstgenügsamen, in sich gegründeten Individuums, das in seinem Wesen schon vor Eingehen einer bestimmten gesellschaftlichen Verbindung in sich fertig und selbständig gedacht wird«. Er soll es übersehen haben, daß jene seelisch-geistigen Anlagen, die als eingepflanzter Keim mit zu der Wesenheit der menschlichen Natur und so der Individuen gehören, um aus latentem Puppenzustand zu lebendig wirksamer Potenz zu werden, des gesellschaftlichen Zusammenwirkens nicht weniger dringend benötigen, wie Fortpflanzung und Aufzucht, Unterhaltungsgewinnung und Sicherung des Lebens solch ein Zusammenwirken voraussetzen. Soll also beispielsweise (das würde sich als Konsequenz aus dem Spannschen Vorwurf ergeben) auch übersehen haben, daß das gesellschaftliche, nur in und durch Gemeinschaft mögliche Phänomen der Sprache, wie es einerseits in der Natur der vergesellschaftlichten Individuen den Keim der Denkanlage voraussetzt, auf der andern Seite die Vorbedingungen für jede weitere Betätigung jener Anlage der Individuen schafft. In ihrer Lächerlichkeit richtet sich die Imputation von selber. Der Kampf wird gegen Windmühlenflügel geführt.

Spanns Gegensatz zu der Aufklärungsphilosophie, deren Gesellschaftsauffassung er individualistisch nennt, gründet sich in Wahrheit ganz und gar nicht darauf, daß jene, wie er unterschiebt, die Gesellschaft aus unabhängigen, vor der Gesellschaft fertigen Individuen zusammensetzt, das groteske Trugbild eines der Vermittlung durch

geistige Gemeinschaft nicht bedürftigen individuellen Geisteslebens aufstellt, sondern auf den treffsichern Instinkt, mit dem jene Philosophie, statt sich an der Ausspinnung von niemandem bestrittener Selbstverständlichkeiten zu ergötzen, bei ihrer Reflexion über die Gesellschaft die elementaren, der Lebensfürsorge und Lebenssicherung dienenden gesellschaftlichen Institutionen in den Vordergrund rückt und damit wenigstens erste Ansätze eines die Betrachtung leitenden und orientierenden Gesichtspunkts gewinnt. Eben dies Zurückgehen auf die letzthin im Selbsterhaltungsinteresse der Gesellschaftsglieder begründeten Notwendigkeiten und Gestaltungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses, das dann, machtvoll vertieft, erweitert und umgebildet, in Marx' ökonomischer Geschichtsauffassung ganz neue Bahnen, weithin Licht verbreitend, einschlägt, ist ihm in höchstem Maß fatal, gilt ihm als Zeichen eines plattverstockten utilitaristischen Empirismus, dem das Wesen geistiger Gemeinschaft und der Kulturgebilde, in denen sie sich auslebt, ein Buch mit sieben Siegeln bleiben muß.

Eine besondere Rolle spielt in der Spannschen Polemik gegen die »individualistische« Aufklärungsphilosophie die Behauptung, daß jene mit ihrer Idee eines Naturrechts unfähig gewesen sei zu einem Begriff gesellschaftlicher Ethik vorzudringen. Erst der »Universalismus« vermöge das zu leisten. Während es doch auf der Hand liegt, und von Spann selbst ausdrücklich hervorgehoben wird: daß die zentrale naturrechtliche Idee des Gesellschaftsvertrags in jener Philosophie (wenigstens von ihren besten Vertretern) nicht als historische Hypothese zur Erklärung der Genesis von Gesellschaften (dann wäre sie natürlich grundfalsch) aufgestellt ist sondern als Ideal und Maßstab, nach dem Staatsverfassung und Gesetzgebung sich richten sollten. Und so gewendet, auf ein Ideal bezogen, schließt die Idee des Gesellschaftsvertrags offenbar Rechtspostulate ein, deren Verwirklichung ohne Beseitigung aller Knechtschafts- und Ausbeutungsverhältnisse in der Gesellschaft unmöglich ist. Denn die gesellschaftlichen und Staatsverfassungen, durch die jene Verhältnisse existieren, können den Geknechteten und Ausgebeuteten letzthin immer nur als Gewaltrecht, nicht als ein von dem vernünftigen Willen aller sanktionier-

tes oder zu sanktionierendes Recht (Vertragsrecht), das vielmehr jede Unterdrückung der einen durch die anderen verhindern müßte, gegenübertreten. Gibt es überhaupt einen von der Beschränktheit privater und Klasseninteressen loslösbaren Maßstab, ein Prinzip gesellschaftlicher Ethik, das einer Billigung durch vernünftiges, nicht von partikularen Interessen bestochenes Denken sicher wäre, in welcher andern Richtung als in dieser vom »Individualismus« eingeschlagenen tendenziell durch die Idee des Gesellschaftsvertrags bezeichneten, könnte es zu suchen sein? Was Spann als Ethik des »Universalismus« dafür aufweist, kommt über hegelisierende Verschwommenheiten, unter denen jeder nach Belieben sich alles mögliche vorstellen kann, nicht hinaus.

Eine analoge Auslegung ins Sinnlose wie der unter dem Etikett Individualismus zusammengefaßten Gesellschaftsauffassung der Aufklärungsphilosophie wird dem Marxismus zuteil. Spann bringt es auf diese Weise fertig ihn allen Ernstes der »Barbareien« und der Kulturentwertung zu beschuldigen. Nach jenem bekannten Interpretationsschema, das gewisse, im Ausdruck paradox-epigrammatisch zugespitzte Wendungen in Marx' berühmtem Vorwort zur Kritik wortwörtlich nimmt, um daraus zu deduzieren, daß Marx die menschliche Natur, die sich in der ganzen Breite des gesellschaftlichen Lebens auswirkt, im letzten Grund auf bloße Antriebe wirtschaftlicher Interessiertheit reduzieren, die Menschen in der Gesellschaft zu bloßen Puppenspielern der im gesellschaftlichen Prozeß jeweils erzeugten wirtschaftlichen Verhältnisse degradieren wolle. Was sich dann natürlich mit allem wünschenswerten Aplomb als groteske, ebenso durch elementare logische Erwägungen wie tausendfältige Erfahrung widerlegbare Einseitigkeit abweisen und zerschmettern läßt. Als ob ein Denker wie Marx dies simple Einmaleins von Einwänden sich nicht selber hätte vorrechnen können! Nicht hätte sehen können, was alle Welt sieht, daß der Versuch die unendlich mannigfache Form von Wechselwirkungen, in denen das gesellschaftliche Leben verläuft, letztlich auf das Wirken eines Faktors, eines Interesses der vergesellschafteten Menschen zurückzuführen chimärisch bleiben muß.

Wie in Wahrheit unter prinzipieller Ablehnung solch unmöglicher Dogmatik

der allgemeinste Standpunkt von Marx' ökonomischer Geschichtsauffassung sich präzisieren lassen würde, darauf weist Friedrich Engels' Bezeichnung dieser Geschichtsauffassung als einer heuristischen Methode hin. Sie ist eine heuristische Methode, kann man näher sagen, die in der geschichtlichen Betrachtung des gesellschaftlichen Lebens und seiner Entwicklung den Beziehungen nachgeht, in denen die gesellschaftlichen Erscheinungen zum un-mittelbaren, die Art erhaltenden Lebensprozeß der Gesellschaft stehen: das heißt zum wirtschaftlichen Prozeß, in dem die Arbeit des Menschen »seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt, kontrolliert« und, wie Engels ergänzend hinzufügt, dem damit verschlungenen Prozeß der Fortpflanzung Eine heuristische Methode, die durch dies Verfahren die Zusammenhänge der verschiedenen Sphären des gesellschaftlich-staatlichen Lebens, die wechselseitigen Beziehungen der Interessen, den Kampf der Interessen und die zum großen Teil im Interessenkampf sich vollziehende Um- und Fortbildung der Gesellschaften erhellen, einem systematischen Verständnis näherbringen will. Wie jede Methode Grenzen ihrer Fruchtbarkeit hat, so selbstverständlich diese. Nicht über alle Perioden der Geschichte und über alle Seiten des geschichtlichen Lebens wird sich bei solcher Untersuchung gleichmäßig Licht verbreiten, da, wenn auch nirgends jene Zusammenhänge völlig fehlen, die Bedeutung, die ihnen für die Erklärung bestimmter geschichtlicher Erscheinungen zukommt, natürlich außerordentlich variieren kann. Indes, die eminente bahnbrechende Bedeutung jenes Marx'schen Standpunkts steht, welches immer die Grenzen der Methode seien, außer Zweifel. Dafür genügt bereits der Hinweis auf das Schlußkapitel des 1. Bandes des Kapitals, wo Marx nach der Analyse des modern kapitalistischen Wirtschaftsprozesses, der Rolle, die die warenproduzierende Lohnarbeit in ihm als Bildnerin von »Mehrwert« spielt, einen historischen Ausblick auf die Genesis der neuen Wirtschaftsordnung, auf die Herausbildung des Kapitalverhältnisses mit seinem Gegensatz von Kapitalist und Lohnarbeiter wirft. Welche Fülle neuartiger Perspektiven drängt da heran, wie ordnen sich die allerverschiedensten Tatsachenreihen, die in der ge-

wöhnlichen Geschichtsschreibung nur ein beziehungsloses Neben- und Nacheinander bilden, an diesem Leitfaden betrachtet, zu ineinandergreifendem Zusammenhang! Die Marxsche Fragestellung ist hier wegweisend für alle weiteren Untersuchungen geworden.

Eine Soziologie, die sich ohne engere Beziehung zur Geschichte in allgemeinen philosophischen Betrachtungen nach Spannscher Art ergeht, ist nur geeignet die Ansicht derer zu bestärken, die von ihr nichts wissen wollen. Mehr als ein bloßer Titel ohne Inhalt, ein Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses kann sie nur sein, wofern der Name soziologisch im allgemeinen Rahmen geschichtlicher Betrachtung eine spezifische Ausrichtung der Forschung bezeichnet und vorschreibt. So würde sich ihre Aufgabe etwa, in Anknüpfung an einen Ausdruck Schäffles, als Untersuchung des Baues und Lebens der sozialen Körper in der geschichtlichen Entwicklung bezeichnen lassen, und zwar als Untersuchung, die hierbei im Marxschen Sinn vor allem auf eine Aufweisung des ökonomischen Lebensprozesses und seiner Verschlingungen mit dem Fortpflanzungsmodus wie den Verhältnissen politisch-staatlicher Organisation ausgeht und so die Materialien zu einer die großen Fortschrittslinien der sozialen Bewegung nachzeichnenden Philosophie der Geschichte herbeischafft. Wie denn auch in der von Spann »barbarisch« genannten Geschichtsauffassung Marx' die kausale Betrachtung mit der teleologischen Vorstellung eines menschlich vernünftigen Sinns der Geschichte, eines Emporsteigens zu höheren Ordnungen, in denen die Menschen einst, vom Zwang der Not und Ausbeutung erlöst, sich menschlich frei werden entfalten können, aufs engste verbunden ist.

×
KurzeChronik Das Buch des Genfer Dozenten G. Chatterton Hill *Individuum und Staat, Untersuchungen über die Grundlagen der Kultur* /Tübingen, Mohr/ gehört zu jener Art angeblich soziologischer Schriften, die, mit den leersten, vieldeutigsten Schlagworten wie Differenzierung, Integration, soziale Aggregate usw. jonglierend, an den Tendenzen moderner sozialer demokratischer Entwicklung allerhand Kritik, und zwar mit Vorliebe im reaktionären Sinn, üben zu können meinen. Um von

der Sachkenntnis, mit der der Verfasser dabei verfährt, eine Vorstellung zu erhalten, lese man zum Beispiel das Kapitel über Sozialismus. Von Marx heißt es da unter anderem, er konnte weder das Wesen des rationalen noch des irrationalen Faktors in der Kulturentwicklung begreifen. »Einerseits schließt er den menschlichen Geist von jedem Anteil an der Gestaltung der Kulturwirklichkeit aus; diese ist für ihn stets eine Schöpfung mechanischer Kräfte, das Produkt einer rein mechanischen Entwicklung, das Resultat der Wirkung eherner wirtschaftlicher Gesetze und weiter nichts. Somit kann die Zweckmäßigkeit des Rationalismus, die darin besteht durch Vermehrung unserer Kenntnisse unsere Anpassung an das biologische sowie an das soziale Milieu zu fördern, [bei ihm] keine Anwendung finden.« Dafür wird der kastenmäßigen Aristokratie, der Hills Schwärmerei gehört, das Zeugnis ausgestellt, daß ihr »System des Übereinander allein dem Prinzip einer Hierarchie der Werte, das heißt dem Prinzip der natürlichen Ungleichheit, Rechnung trägt«. In ihr beruhe »die Autorität auf der einzigen legitimen Basis, auf der Grundlage der natürlichen Hierarchie der Kapazitäten«. Und damit kein Zug im Bild fehle, klagt der Verfasser die die Sterblichkeit mindernden Verbesserungen moderner Hygiene an, man habe dabei zugunsten der einzelnen in falschem Humanitarismus »die Interessen der Gesamtheit außer acht gelassen«. Denn Herabsetzung der Mortalität bedeute »Zunahme der Moralität«. × Im Titel ähnlich, aber völlig andern Geistes ist die im gleichen Verlag veröffentlichte Abhandlung. *Der Wert des Staates und die Bedeutung des einzelnen* von Carl Schmitt, eine rechtsphilosophische Arbeit, die, im Zusammenhang mit dem jetzt so verbreiteten Streben an den Kantisch-Fichtisch-Hegelschen Idealismus von neuem anzuknüpfen, den Rechtsbegriff ganz abgelöst von aller Besonderheit historisch-sozialer Bedingungen zu fassen trachtet und die Aufgabe des Staates (ob die politische Praxis auch davon abweiche) in der Realisierung der einem solchen Rechtsbegriff entsprechenden Normen sucht. Wie man sich immer zu solchen Konstruktionen stelle, die, vom Standpunkt einer den Kausalzusammenhängen nachgehenden Soziologie betrachtet, ja äußerst paradox erscheinen: die Energie der Logik, mit der unter Ablegung aller ab-

schwächenden Kompromisse der Autor seinen Grundgedanken verfolgt, interessiert in hohem Maß. Je schärfer Prinzipien, wahre oder falsche, formuliert, in ihren Voraussetzungen und Folgerungen dargelegt worden, um so fruchtbarer kann sich das Werk einer kritischen Auseinandersetzung gestalten.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Lyrik Während die Kanonen im Feld reden, ist es schwer die Stille des Herzens zu pflegen und bei Lyrischen Dichtern unserer Tage nach Seelenklängen aufzuhorchen. Aber all die Kriegsunruhe muß ja auf einen Frieden hinführen; der Krieg wird geführt, damit wirklicher Frieden wird. Die Stimmen der Dichter schweigen, damit sie nach dem Donner der Geschütze wieder ihren freundlichen Klang erheben. Und man darf sich auf Nietzsche berufen, wenn man jetzt an Poetisches denkt. Er hat Philosophisches bedacht, während der Schlachtenlärm ging. Wird jetzt eine alte Poesie absterben? Wird jetzt eine neue Poesie entstehen? Die Formkünstler des Lyrischen waren in allzu große Achtung bisher gelangt. Nicht daß sie Fremdes, Französisches bewunderten, von Verlaine und Baudelaire Herstammendes sich gewaltsam eigneten, darf ihnen zum Vorwurf gemacht werden. Die Besten von diesen Nachahmern nahmen nur die Weltelemente auf und sparten sich das sklavische Rhythmenspiel. Es ist aber eine Schuld der modernen deutschen Lyriker gewesen, daß sie satanisch und nicht menschlich, daß sie auch engelhaft und nicht menschlich dichteten, während sie doch gesündere Arbeit hätten tun können. Das hat man in den letzten Jahren wohl verspürt. Und es ist an dieser Stelle nicht selten gesagt worden. Das trübe, das abgebrauchte, aber sehr nötige Wort von der lebendigen Poesie, von der Erlebnispoesie war so oft zu wiederholen. Und da fließt ganz natürlich der Name Liliencrons in die Feder. Er, der als Erlebnisdichter sehr groß, manchmal aber zu unbesorgt und einfältig war, hat sich niemals zu einem nur literarischen Spiel hinreißen lassen. Seine Literaturkunde, sein Urteil über fremde Dichtung waren meist kindlich. Nun wäre zu wünschen, daß die Dichter nach dem militärischen und politischen Reinigungsprozeß auch ihre künstle-

rischen Sinne zu vollkommener Ursprünglichkeit auffrischten. So stark mögen sie befrachtet werden, daß es für sie nicht mehr möglich sein wird etwas in der Literaturüberlieferung nur Klebendes noch zu schaffen.

Daß es sehr notwendig ist, kann leicht aus einigen Lyrikbänden ersehen werden. Daß die Gesundung und Befreiung sich aber schon vor den bewegten Zeiten andeutete, kann auch nicht bezweifelt werden. Zuerst waren es die Welt- und Naturdichter vom Schlag Peter Hilles, etwa Werfel oder Else Lasker-Schüler, die einen neuen Ton gefunden hatten. Sie sprengten alte Form. Sie gewannen auch neues Seelengelände. Sie waren aufbauend, selten zerstörend. Zu ihnen gehört auch Kurt Mühsam, obwohl er meist zerstörend und selten aufbauend ist. Doch die Wut und auch die Kraft zum Abrechnen mit vertrockneten Lyrikidealen, diese oft bis zur Tollheit gesteigerte Gier sich von matter Romantik loszulösen, das ist ein Zeichen von bedeutender Energie. Mühsam sammelt aus drei Ernten seine Früchte, und er nennt ein so gewordenes Lebensbuch Wüste, Krater, Wolken /Berlin. Paul Cassirer/. Drei Worte, die drei Erkenntnisse enthalten und drei Lehren auch. Erst der ganz vernichtete, der ganz verstoßene Mensch. Nur Brechreiz und Geheul über das eigene Schicksal. Fluch deswegen, Gezeter, daß die übrige Menschheit glücklich ist, während allein der Dichter darbt und dürstet. Solche Überschwenglichkeit hätte etwas unendlich Trostloses, wenn kein Weg zu besserer Verfassung hinausleitete. Gewiß ist dieser Weg noch in sehr heftige Bewegung gerichtet, in ein Kratergebiet der Empfindungen. Doch Krater kochen auch langsam. Der Dichter sorgt dafür, daß nichts in ihm verlösche. Aber er ist doch ein wenig geklärt. In der Wüste ist nur Ödheit, ein Krater ist doch Brand und flammende Helligkeit. Und die letzte Entwicklung der Mühsamschen Dichtersseele geht hinein zum Element, das am wenigsten gefährlich ist. Es droht noch ein wenig, es liegt noch etwas lastend auf dem freien Flug des Gemüts. Aber Wüstenödheit und Kraterglut sind schon verschwunden. Die Wolkenlaune ist beinahe lieblich nach solcher tropischen Bosheit und Traurigkeit. Mühsam hat leiden müssen, weil er oft Jugendsünden der Eitelkeit beging. Seine Poesie ist jedoch sehr männlich geworden. Sein Hohnlachen ist, jetzt

wird es klar, ein verzweifelt Lachen, keine Gemeinheit. Der Dichter ist sehr gut, sehr opferbereit für arme Kreaturen. Er hat reine, choralartige Lieder auf das Glück gedichtet. Sein oft überströmendes Weinen zeugt dafür, daß er sehr groß fühlt. Es ist keine weibische Heulerei dabei, sondern ein stolzes, ein vornehmes Herz. Man höre nur diesen Endspruch eines Gedichts, dessen Beichte den Dichter sehr gut erklärt:

»Am eigenen Schicksal unbeteiligt sein,
Das heißt genießen und geheiligt sein.«

Mühsam ist also über die Beschreibung des eigenen Seelenlends hinausgekommen, und er hat sich zu einer menschenbeschützenden Güte erholt. Beinahe könnte man sagen, daß dem lyrischen Dichter solch moralischer Sieg gar nicht wohl tun kann. Denn die Traurigen, die blindlings in ihr Inneres Hinabsteigenden finden vielleicht mehr Inbrunst als die Glücklicheren, die ihre Seele an fremdes Schicksal verschicken.

Wenn Eigensinn des Schmerzes und Verschwendung der Menschengüte nicht Tugenden wären, die selten bis zum äußersten entwickelt sind, dann stimmte dies Urteil. Aber die Dichter sind, ebenso wie die Leute, mittelmäßig begabt, mit kleinen Talenten und mit halb nur wirksamen Tugenden ausgestattet. Wilhelm Büring, ein natürlicher Lyriker, der sich aus vielen Gebieten und Gedichtbänden auch seine Anregung holt, ist so ein lebenswürdiger Halbpoet, einer von denen, die in Friedenszeiten manchmal erfreuen, die aber keiner nachdrücklicheren Herzensprüfung standhalten. Ins Blaue, das ist der Titel seiner Sammlung /Leipzig, Erdgeistverlag/. Romantik und hübsche Naturschwärmerei, Bildung mäßigen Umfangs, Beschaulichkeit, Treue zu hergebrachten Reimen- und Bildern. Vielleicht formt sich solch sanfteres Gemüt in dieser härteren Zeit. Der Lyriker Büring scheint empfänglich für Größe.

Nicht das Militärische ist in der Poesie Liliencrons so eigentümlich und zu loben. In dem Titel Adjutantenritte lag aber eine Lust zu bekennen, eine Lust sich von der Überlieferung abzuscheiden, das eigene Leben herzzunehmen und nur das zu sagen, was von diesem Leben aus dem singenden Gemüt widersingt. Erlebnis, Dichtung, Gelegenheitsdichtung, all die Worte für Realistik auch im Lyrischen, kommen bei der Beurteilung und Erinnerung so frischer Dichtung wiederum in die

Feder. Sogar eine Seelenverwandtschaft zwischen dem zerstörenden Mühsam und dem aufbauenden Liliencron ist zu erkennen: die gleiche Seelenverwandtschaft, die die aufrichtigen Künstler zusammenführt und sie von den unwahrhaftig verkünstelten trennt. Die Geschicklichkeit Bilder der Kunstgeschichte zu reimen, in Versen über Dürer und das Rokoko einiges zu sagen, das ist weltentfernt von der Ursprünglichkeit. Solche Gewandtheit schafft aber den Lyriker Hanns H. Kamm. Zwischen zwei Seelen heißt sein Gedichtband /Leipzig, Erdgeistverlag/. Ob er in die Gesellschaft der Aufrichtigen, die so zu rühmen waren, hineinwachsen kann, bleibt abzuwarten.

× **Kurze Chronik** Deutsche Gelehrte und Schriftsteller haben eine Dantegesellschaft begründet. × Der Bildhauer Halm in München hat ein Goethedenkmal geschaffen, das die Amerikaner in Chicago aufgestellt haben. × Auf dem Rolandseck am Rhein ist ein Freilichtdenkmal enthüllt worden.

KULTUR

Kolonisation / Herman Kranold

Krieg und Kolonisation Wie alle Gebiete der Kulturarbeit, so wird auch die Kolonisation vom Krieg auf das empfindlichste betroffen. Leider ist es bei den indirekten Schäden nicht geblieben, sondern der Kampf ist auch auf das Gebiet der Kolonisation selbst hinübergeschleppt worden. Das ist in jedem strategischen Betracht völlig überflüssig (für die Erkenntnis der Absichten, die England mit diesem Krieg verbindet, freilich ungemein lehrreich). Für die zukünftige Gestaltung der Gemengelage im Gebiet der europäischen Tropenkolonisation wird, soweit sie von diesen Nationen abhängt, die Entscheidung schließlich wohl nur in Europa fallen. Anders freilich steht es mit dem Grad der Mitwirkung der kolonisierten Völkerschaften daran. Selbst da, wo diese von der Herrschernation ein ganz ungeheurer Unterschied der Kulturhöhen trennt, ist eine wirkliche Beherrschung der Farbigen durch die Weißen immer schwieriger geworden. Die Konkurrenz des Islams hemmt die Bekehrungskraft der christlichen Missionen; die Entstehung christlicher Eingeborenenkirchen hier und da mindert mehr und mehr den Nutzeffekt der Christianisierung für die politische Beherrschung.

So stehen die Dinge im Sudan, so stehen sie im britischen Südafrika, so an der West- und Ostküste Afrikas. In Südafrika ist ein proletarisches Klassenbewußtsein der schwarzen ungelerten Bergarbeiter schon im Entstehen, gegen das militärische Macht auf die Dauer nichts ausrichten wird. Ebensovienig wird aber die bewaffnete Macht den Franzosen und Engländern auf die Dauer in anderen Gebieten helfen. Aus dem Wirrwarr von Nachrichten, den die Tagespresse gegenwärtig ausschüttet, deren Quellen man weniger denn je nachprüfen kann, darf man nicht zu weitgehende Schlüsse ziehen. Auf alle mit Recht oder Unrecht gemeldeten Vorfälle in Marokko, in Algerien, Ägypten, Polynesien, Indien kommt es auch gar nicht so sehr an. Mögen die Aufstände, die da jetzt vielleicht sind, diesmal noch niedergeschlagen werden, ihrer dauernden Herrschaft haben jene Völker schwerere Hindernisse in den Weg gelegt als vielleicht je wieder beseitigt werden können.

Die europäische Kolonisation, soweit sie als Kulturfaktor angesprochen werden kann (also insofern sie die kolonisierten Nationen hebt und den Lebensstandard der westeuropäischen Industrievölker aufrechterhalten hilft), verlangt in erster Linie moralische Autorität der die Erzieher stellenden weißen Rasse. Mit dieser Autorität steht und fällt der Segen ihres Werkes. Wer aber algerische und ägyptische Truppen in Frankreich Niederlagen erleben läßt, wer Japaner (wie es glaubhaft heißt) als Stützen des wankenden englischen Regimes nach Indien ruft, der erklärt die temporäre moralische Insolvenz der weißen Rasse. Würde selbst England zu Wasser oder, durch seine Verbündeten, zu Lande uns so vollständig besiegen, wie nur eine glühende Phantasie an der Themse es ausdenken kann, würde es im Friedensschluß den Weg der Deutschen nach Indien so fest verstopfen wie nur möglich: könnte das für England etwas ändern, einen Gewinn bedeuten? Bedürfte es nach diesem Krieg noch deutscher Soldaten in Indien, um das britische Imperium zu gefährden? Der indische Nationalismus, der seit langem wieder im Erwachen ist, wird die erste Probe der Reife, zu der er in den Zeiten englischer Herrschaft emporgedieh, als sie noch auf dem Ansehen der Rasse ruhte, dadurch ablegen, daß er diese Herrschaft abschüttelt. Was dabei an wirklichen Werten der Kultur auf dem Spiel steht, das ist

alles, was bisher der Kolonisation Sinn, Inhalt und Adel gab. Ein so vorzeitiges Abbrechen, ehe wir Europäer alles auf diese *niedrigeren* Völker übertragen haben, was uns schließlich wirklich an geistigen und materiellen Errungenschaften vor ihnen auszeichnet und glücklicher als sie leben läßt, und ehe wir für einen Ersatz all' der wirtschaftlichen Werte gesorgt haben, an deren unvermindertem Zufluß heute die behagliche, ja die primitive Existenz selbst des westeuropäischen Industriearbeiters wie des Kapitalisten gebunden ist, ist für beide Teile, Kolonisatoren und Kolonisierte, eine Katastrophe, schlimmer als sie ein noch so verwüstender Krieg je sein kann. Und unter diesen Wirkungen des Krieges werden Sieger wie Besiegte gleichmäßig und dauernd zu leiden haben.

Der bedeutendste Aktivposten in der Bilanz des Kolonisationswerks in Afrika und Ost- und Südasien ist die christliche Mission. Sie ist für den besten Teil der gegenwärtigen Kolonisatoren, die Engländer, immer der Pfadfinder gewesen; ihr haben ihre Methoden den Erfolg zu verdanken ihr, der Methode der Humanisierung der schwarzen und gelben Menschen. Sie hat bewirkt, daß nicht Warren Hastings, der Eroberer Indiens, der Typus des englischen Kolonisators wurde, sondern Lord Cromer, der Reorganisator Ägyptens (und anders geartete Vorgänger Kitcheners); sie ist den Farbigen Fürsorger, Lehrer in allen weltlichen Angelegenheiten gewesen, sie hat ihnen gewerbliche und landwirtschaftliche Arbeitsmethoden gebracht, die den Ertrag ihrer Arbeit vervielfältigt haben; sie hat Afrika von seinem entsetzlichsten Fluch, der Sklavenjagd, befreit, und so durch die Sicherung der nackten Leiblichkeit des Negers ihm die erste Vorbedingung zu einem, kulturwürdigem Leben sich nähernden Dasein geschaffen; sie hat der kapitalistischen Profitgier in zäher, opfervoller, uneigennütziger Arbeit Hemmklotze vor die Beine geworfen. Sie aber unter allen Teilen der Kolonisation ist durch die Untergrabung der Autorität der Europäer am meisten gefährdet. Und was da noch fehlte, das besorgt die Hineinziehung kolonialer Truppen in die europäischen Schlachten und die Übertragung des Kampfes selbst auf Kolonisationsland so gründlich wie nur möglich. Wo aber die moralische Geltung einer herrschenden Klasse vernichtet wird, da ist die politische Macht schon

morsch, und auch Sir Edward Grey und Leute seiner Denkart werden diese unnötige und nutzlose Tat der Kurzsichtigkeit noch bitter bereuen lernen.

× **Kanada: Land-**Das landwirtschaftliche **Genossenschaften** **Genossenschaftswesen** in Kanada begann mit einer Einkaufsgesellschaft, der Grange, die vor 30 Jahren schnell die westlichen Gebiete eroberte, aber ebenso schnell wieder einging. Ihr folgten nach 1890 die Patrons of Industry, die in raschem Aufstieg zu einer Gruppe der liberalen Partei sich entwickelten und im politischen Erfolg aufgingen. Gegenwärtig ist führend die Western Grain Growers, eine Verkaufsvereinigung. Die Bewegung nahm ihren Ursprung vor 12 Jahren in Protesten gegen die Tarifpolitik der Canadian Pacific Railway und der Korn- und Elevatorgesellschaften, und zwar in Saskatchewan; gegenwärtig zählt sie in dieser und den Provinzen Manitoba und Alberta 52 000 Mitglieder. Ihrer Zentralorganisation, dem Canadian Council of Agriculture, ist jetzt auch eine Organisation der Provinz Ontario angeschlossen.

Die Verkaufsgesellschaft, die Grain Growers Grain Company, hat seit ihrer Gründung (1906) 120 Millionen Bushel Korn abgesetzt (volleingezahltes Kapital 700 000 Dollar, 1,4 Millionen Dollar Vermögen). Nur Farmer können Anteile (zu 25 Dollar) erwerben, einer nicht mehr als 40. Die Gesellschaft kauft auch Äpfel, Kohlen und Mehl ein. Sie hat Riesenwäldungen in Nordkolumbien. 1911 gründeten die Farmer von Saskatchewan eine Elevatorgenossenschaft; die Provinzialregierung gab, ohne Kontrollrechte, billig einen großen Teil des Kapitals von 350 000 Dollar (Vermögen 1,7 Millionen Dollar). In 2 Jahren wurden 200 Elevatoren errichtet, 30 Millionen Bushel Korn abgesetzt und 220 000 Dollar Gewinn gemacht. 1912 folgte eine ebensolche Genossenschaft in Alberta (volleingezahltes Kapital 100 000 Dollar, Vermögen 430 000 Dollar, Absatz im 1. Jahr 3,5 Millionen Bushel Korn, 50 Elevatoren, 50 Warenhäuser für genossenschaftlichen Einkauf). Die Gewinne werden zur Propagierung der Organisationen, zu ihrem Ausbau, zur Erforschung der Bedingungen für den Landwirtschaftsbetrieb verwandt. Im letzten Jahr stimmte das Parlament von Saskatchewan der Gründung der Saskatchewan Cooperative Farm Mortgage Association, eines landwirtschaft-

lichen Kreditinstituts, zu. Die Gesellschaft gibt Kredit gegen 1. Hypothek auf Farmland, gibt Pfandbriefe aus, legt ihr Geld in den eigenen Pfandbriefen oder mündelsicheren Papieren an. Auf die Verwaltung hat die Regierung sehr großen Einfluß. Zum Aufsichtsrat ernennt unter anderen die University of Saskatchewan ein Mitglied. Die Regierung gibt das Geld für Pfandbriefe, soweit es nötig, und garantiert für sie.

In Ontario blühen Obstzüchtergenossenschaften. Sie fördern die Fachbildung der Obstzüchter und haben die Vereinheitlichung der Produkte bereits ein Stück weit gefördert. Dem gemeinschaftlichen Saatbezug dient die Canadian Seed Growers' Association; sie beschafft Saat von Weizen, Hafer, Gerste, Mais, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln. Durchweg genossenschaftlich geregelt ist in Ontario und den sogenannten alten Provinzen die Produktion von Käse.

In den alten Provinzen wurde die erste Kreditgenossenschaft im Jahr 1890 begründet. Seitdem ist dieser Zweig des Genossenschaftswesens gewaltig aufgeblüht. Die staatliche Organisation von seitens des Dominion, wie sie schon für die Provinz Quebec besteht, wird nicht mehr lange ausbleiben. In Britisch Kolumbien gewährt eine staatlich unterstützte Kommission an Farmer Hypothekendarlehen bis zu 10 000 Dollar, wobei Geldnehmer unter 1000 Dollar den Vorrang haben, und fördert die Entstehung von Verkaufsgenossenschaften.

Am bedeutendsten unter den kanadischen Provinzen im Genossenschaftswesen steht Neuschottland da. Die United Fruit Companies (begründet 1912) kontrollieren die gesamte Obstproduktion des Annapolis Valley und haben durch Vereinheitlichung des Äpfeltypus eine dem übrigen neuschottischen Produkt überlegene Standardmarke geschaffen; gleichzeitig regeln sie den Bezug von Futter- und Düngemitteln und Mehl. Bisher ist man mit den Leistungen sehr zufrieden.

Nirgends genossenschaftlich organisiert ist dagegen die landwirtschaftliche Produktion, was für Rückschlüsse auf europäische Zukunftsentwicklungen wichtig erscheint.

× **Hans Winterfeld** hat allerlei Wissenswertes für Auswanderer nach den deutschafrikanischen Kolonien ge-

sammelt und drucken lassen /Berlin, Selbstverlag/. Das Heftchen vermag als brauchbar zu gelten. × Die australasiatische Wollausfuhr betrug 1911-1912 2,54 Millionen Ballen, 1912-1913 2,26 Millionen Ballen. × Als 2. und 3. Beiheft 1914 zum Tropenpflanzer erschien ein Lehrbuch über samoanische Kautschukkultur, Anlage und Bewirtschaftung von Kakao-pflanzungen auf Samoa, von Ernst Demandt. Die Bodenchemie, die Düngung, die Sortenwahl, die Ernte, die Arbeiterfrage, die Aufbereitung des Produkts, kurz alles, was nur irgendwie wichtig ist, wird aus eigener Erfahrung eingehend besprochen.

× **Literatur** Eine große Anzahl Schriften zur Eingeborenenfrage liegt mir vor. Eine Streitschrift des bekannten Bekämpfers der Sklaverei René Claparède *L'esclavage portugais et le Journal de Genève* /Paris, Bureaux de la France d'Outremer/ gewährt einen Einblick in die noch unter der republikanischen Regierung nicht beseitigten fluchwürdigen Sklavereiverhältnisse auf den Inseln Sao Thomé und Principe, zugleich aber auch in den Leichtsinn, mit dem große Blätter auf skrupellose Beamtenweißwuschungen hineinfließen. (Auch jetzt zeichnet sich das Journal de Genève wieder durch ganz besonders gehässige Soldschreibereien aus; nur geht es diesmal nicht gegen die Angolaner sondern gegen die deutschen Soldaten in Frankreich.) × Noch schlimmere Gräuere werden wieder in der Erinnerung wach, wenn der Name Putumayo erscheint. Zwei Schriften von Norman Thomson *The Putumayo Red Book* und *Colombia and Peru in the Putumayo Territory* /London, Thomson/ stellen den Streit zwischen Colombia und Peru um das Putumayogebiet dar. In diesem Streit verschaffte Peru sich dadurch eine taktisch günstige Position, daß es durch eine Handelsgesellschaft die kolumbischen Händler, die durchaus menschlich dort geschaltet hatten, aus dem Land jagte, dies okkupierte und nun mit einer Schamlosigkeit ausbeutete, die an die afrikanischen Sklavenjagden des 18. Jahrhunderts heranreicht. Thomson sieht den einzigen Ausweg, da die Peruaner trotz Intervention der britischen Regierung nichts gebessert haben, in der Einsetzung einer internationalen Verwaltung bis zu schiedsgerichtlicher Erledi-

gung der Sache, der er im übrigen in dem Sinn der kolumbischen Ansprüche vorzuarbeiten sucht. × Die wichtigste der Schriften über unterdrückte Rassen ist *A Short History of the American Negro* von B. G. Brawley New York, Macmillan/. Sie gibt eine wirkliche Geschichte des Negers in den Vereinigten Staaten, aus der, neben vielen anderen Lehren, als meiner Meinung nach wichtigste die hervorgeht, daß der Neger ungeheuer bildsam ist, und daß er weder vor noch nach der Befreiung irgend etwas den weißen Pflanzern in den Südstaaten verdankt, sondern manches den Baptisten und anderen frommen Gesellschaften und das meiste, was Bildungseinrichtungen angeht, den eigenen Volksgenossen. Die Schrift ist interessant zu lesen und außerordentlich geeignet Vorurteile zu beseitigen. Sie sei den Parteigenossen warm empfohlen. Von Vergangenheit, Kultur und Zukunft der Armenier spricht, in der Absicht westeuropäisches Mitgefühl zu gewinnen, Archag Tchobanian in einem Büchlein *The People of Armenia, their Past, their Culture, their Future* /London, Dent/. Besonders ausführlich ergeht er sich über die Poesie der Armenier, er flicht viele Gedichtübersetzungen ein. × Eine reine Propagandabroschüre ist die Schrift *Die geistige und wirtschaftliche Entwicklung der Republik Paraguay* des paraguayischen Wiener Generalkonsuls Leo Hirsch /Wien, Fromme/.

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Krieg und Kunstgewerbe Der Krieg hat mit einem Schlag alle kunstgewerbliche Tätigkeit zum Stillstand gebracht. Beim ersten Flintenschuß hat die Kölner Werkbundaustellung ihre Tore geschlossen; aus den Hallen, in denen Möbel, Dekorationen und all das glitzernde Kleingerät dem Auge ein Entzücken sein wollten, sind Lazarette geworden. Es ist eine andere Qualitätsarbeit zu leisten als die, um die man sich hier in so hitzigen Redeschlachten erregte. Das unbedingt Notwendige steht wieder einmal vornean bei allem Denken und Tun, und damit verschwindet von selbst ein Kunstgewerbe, das sich zuletzt gar zu gern als ein Schoßkind des großen Luxus empfunden hat, das nicht immer mit vollem Verständnis und noch weniger mit dem größten Eifer sich den Aufgaben gewidmet hat, die ihm aus sozialen und ökonomischen Notwendigkeiten heraus

erwachsen waren. Wäre das, was wir uns gewöhnt haben Kunstgewerbe zu nennen, weniger ein Tändeln und Spielen mit modisch vergänglichen Formen gewesen, wäre das Ziel vor allem gewesen das Praktische gut und das Gediegene schön zu machen, so wäre eine Erschütterung, wie sie ein solcher Krieg unausbleiblich macht, gewiß weniger heftig. Ein Land, das seine Grenzen gegen feindliche Einfälle gesichert fühlt, das seine Wirtschaft vor dem Zusammenbruch bewahrt sieht, braucht nach wie vor Betten, Lampen, Geschirr, Drucksachen usw.; aber es braucht sie nicht behaftet mit der spielerischen Ichsucht einer sogenannten Kunstgewerblerpersönlichkeit.

So wird für das Kunstgewerbe der Krieg, der die Werkstätten zum Feiern gezwungen und den Zeichnern den Stift aus den Händen geschlagen hat, zuerst eine Zeit der Besinnung sein. Es wird in zahllosen Köpfen, die im Hinblick auf den gewaltig wachsenden Wohlstand im deutschen Reich die Jahre über flott drauflosgewirtschaftet haben, wieder etwas mehr Klarheit über Sinn und Zweck ihrer Betätigung kommen. Es wird ernstlicher nach dem Ziel gefragt werden, dem es zuzustreben gilt. Und es wird in solcher Stunde, da alle Werte mit der Goldwage nachgewogen werden, sicherlich viele ein Erschrecken ankommen über so viel Künstlichkeit, so viel banale Artisterei, in die eine an sich gesunde Bewegung hineingeraten konnte. Auch das Publikum dieser Kunstgewerbler, jene Kreise, die eine Leidenschaft darin fanden sich einrichten zu lassen, werden, wie zu hoffen ist, in dieser Zeit der Prüfungen ihrem Hausrat gegenüber etwas mehr zur Besinnung kommen. Mit anderen, schärfer zublickenden Augen wird einmal betrachtet werden, was an dem Vielerlei einer heutigen Ausstattung nur eingebildeter Wert, nur Kunstgewerblerei ist. Und sehr zu hoffen ist auch, daß viele sich jetzt fremd vorkommen werden in einem Heim, das zu den Tangokleidern die gegebene Kulisse gewesen ist. Nicht daß eine plötzliche Anwendung von Askese alles vernichten soll, was dem bürgerlichen Leben, das ja nach dem Krieg im vollen Umfang wieder aufgenommen werden soll, Reiz und Farbe gab. Das eine ist nur zu wünschen, daß der Rahmen, den wir mit Hilfe einer hochstehenden Technik und eines entwickelten Geschmacks um uns gezogen haben, wieder das mehr wird,

was er sein sollte; Rahmen, Mittel zu einem Zweck und nicht, wie das zuletzt allzu oft der Fall geworden, Selbstzweck. Ein Teil der Bevölkerung, der hoffentlich jetzt etwas aus dem grellen Licht der tonangebenden Öffentlichkeit verschwinden wird, war ja schon angefressen von dem Wahn, es gehöre zur Bildung, zur Moral, sich kunstgewerbllich einrichten zu lassen, und man fühlte sich *kultiviert*, wenn man sich zwischen einer von einem Professor gezeichneten Tapete bewegen konnte. Statt das alles als einen Apparat anzusehen, den man sich anschafft, weil man ihn zur Führung seines Lebens braucht, war die Zusammenstellung dieses Wohnapparats für einzelne selbst zu einem Lebenszweck geworden. Die Gesundung von dieser neuesten Krankheit wird hoffentlich eine der Folgen dieses Nachdenkens sein.

Es ist jetzt nicht an der Zeit, und es wäre wohl auch müßig bereits darüber nachzugrübeln, wie das deutsche Kunstgewerbe nach dem Krieg dastehen und gar, wohin es sich weiter entwickeln wird. Es ist wohl klar, daß auch ihm beträchtliche innere Umwälzungen bevorstehen. Die Anforderungen, die gestellt werden, werden nicht mehr ganz die gleichen sein wie in der letzten Zeit, das Problem einer gediegenen und praktischen Massenversorgung wird ernster noch in den Vordergrund treten, und damit wird hoffentlich auch ein gut Teil des kleinlichen Individualismus der übermäßig ins Kraut geschossenen Kunstgewerblerpersönlichkeiten abebben. Allein solchen Spekulationen schon jetzt nachzuhängen widerspricht dem Gefühl und auch der Vernunft. Womit keineswegs gesagt werden soll, daß an alle diese Dinge jetzt überhaupt nicht gedacht werden dürfte. Der Vorwurf den heiligen Geist dieser großen Zeit zu entweihen, der den Kunstgewerblern gemacht worden ist, als sie zusammenkommen wollten, um über die Situation und aktuell werdende Probleme ihres Gebiets sich zu besprechen, ist wohl unverdient. Gewiß wäre es unerträglich, wenn gewisse Schichten der Gesellschaft in dem Gefühl persönlich gegen die Folgen dieses mörderischen Ringens gefeit zu sein auch jetzt vor der Öffentlichkeit mit ihren kunstgewerbllichen Sorgen paradiereen wollten. Allein es ist etwas anderes um den Kunstgewerbler, den Zeichner, den Baumeister, den Fabrikanten, die Scharen von Arbeitern, für die das Kunstgewerbe Lebensberuf und Quelle der Existenz ist.

Sie alle, soweit sie nicht einen Dienst im Heer oder in den Notstandsorganisationen zu verrichten haben, haben jetzt nichts anderes, nichts Besseres und auch nichts Würdigeres zu tun als auf den Fortgang ihres Gewerbes bedacht zu sein und schon jetzt sich auf die Veränderungen einzustellen, die sich ankündigen. Für den Goldschmied ist die Herstellung von Ringen, von Broschen und Ohrgehängen nicht ein launiges Spiel des verwöhnten Luxus; für die Stickerin, die ihre paar Mark in einer Stickmaschine angelegt hat, sind Stickereien und Spitzen alles andere denn lockeres Tändelwerk. Für sie ist das der Beruf und als Beruf ebenso ernst zu nehmen wie der des Gewehrfabrikanten, des Schuhmachers, des Bäckers oder des Viehzüchters. Kunstvoll sticken und goldarbeiten bedeutet für sie Brot, Aufrechterhaltung der Existenz, das Mittel sich vor Verelendung zu bewahren. Sie haben vielleicht für diese Tätigkeiten eine besondere Begabung mitgebracht, haben Lehrzeit und Lehrgeld aufgewandt, um in ihrem Fach Tüchtiges zu leisten, haben den überschüssigen Verdienst aufgewandt, um sich Betriebe einzurichten und Werkzeuge anzuschaffen und sind jetzt in erster Linie innerhalb dieses ihres Berufes tauglich. Gerade sie werden doppelt hart von dem Krieg betroffen, wo niemand mehr etwas von Spitzen, von Goldsachen und den anderen kunstgewerblichen Erzeugnissen wissen will, die Wohlstand und Freude am Überflüssigen voraussetzen. Nichts falscher aber und nichts für die Allgemeinheit gefährlicher als kopflos jetzt den Posten zu verlassen, auf dem allein man Richtiges zu leisten imstande ist.

Daher, so sehr auch das Kunstgewerbe für den Augenblick als eine schillernde Seifenblase anzusehen ist, gilt auch hier die Mahnung: Weiter arbeiten! Jetzt während des Krieges die Arbeit des Friedens vorbereiten! Durch das Gerede, daß diese oder jene Produktion dem Ernst dieser großen Zeit nicht angemessen sei, lasse man sich, sofern die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht von selbst dazu zwingen, nicht von seinem Arbeitstisch wegscheuchen. Nichts ist solcher großen Zeit unangemessener als müßig und mutlos herumzusitzen, von Extrablatt auf Extrablatt zu warten und sich den Kopf mit stark klingenden Phrasen anzufüllen. Jede Arbeit und jedes auf Arbeit gerichtete Denken ist auch im allgemeinen Interesse unendlich

wertvoller. Mir scheint, daß gerade die Kunstgewerber jetzt vielerlei zu bedenken hätten, wie nämlich sie ihre Produktion von so manch kleinlichem Getue zu säubern vermöchten, wie es ihnen für die Zukunft gelingen könnte Nutzobjekte im höchsten Sinn des Worts zu schaffen. Alle ihre Strebungen müßten auf eine Erzüchtigung in ihrem Schaffen gerichtet sein, damit sie nach dem Krieg wieder einmal Dinge zu leisten imstande wären, wie sie das Schinkelsche Preußen nach 1814 für ein Jahrhundert vorbildlich geschaffen hat. Deshalb ist auch dringend zu fordern, daß die gewerblichen Lehranstalten im Herbst ihren Unterricht nicht nur im vollen Umfang aufnehmen, sondern auch denjenigen, die der jetzige Ausnahmezustand zur unfreiwilligen Muße zwingt, Fortbildungsmöglichkeiten im weitesten Maß bieten. Es wird so manchen geben, der in der Hatz der jahrelangen Praxis vergeblich sich danach geseht hat sein allzu enges Fachwissen zu erweitern und mit den Fortschritten der Neuzeit in Einklang zu bringen. Ihnen müßte jetzt, wo die Schulen infolge der Aushebungen wohl nicht über Platzmangel zu klagen haben dürften, solcher Unterricht zu den billigsten Bedingungen zugänglich gemacht werden. Auch darin, in der Steigerung von Können und Wissen, dient man dem eigenen Land, denn auch nach dem Krieg wird die größten Zukunftsaussichten das Volk haben, das in sich auf allen Gebieten die tüchtigsten Köpfe enthält.

× **Wiederaufbau** Ostpreußen und ×
zerstörter Ort- einige Bezirke des Elsaß,
schaften die durch feindliche Invasionen die ganze Schwere des Kriegs zu erdulden hatten, sind neu aufzubauen. Im Reich ist der Wunsch allgemein den armen Bewohnern der von einer zügellosen Soldateska zerstörten Landstriche durch Wiederaufbau ihrer zerstörten Heimstätten zu helfen. Auch ohne die Aufrufe der Architekten- und Heimatschutzvereine war es wohl allen klar, daß die Wiedererrichtung der zerstörten Ortschaften planmäßig und nach einheitlichen Gesichtspunkten zu geschehen habe. Für den Augenblick ist es wohl, obgleich feindliche Einbrüche kaum noch zu befürchten sind, das Dringlichste den in die Heimat Zurückkehrenden provisorische Unterkunftsstätten zu schaffen. Bereits hat man begonnen Notbauten zu errichten. Nicht genug damit sind auch sofort die Maßnahmen zu einer großzügigen Besiedelung

der eingescherten Gebiete vorzubereiten. Wie dafür die Gelder von der gesamten Bevölkerung aufgebracht werden dürften, kann das auch nicht eine von lokalen Behörden zu bewältigende Aufgabe sein. Es gilt das Vorzüglichste, Wirtschaftlichste und Schönste zu schaffen, was moderne Städtebautechnik und Städtebaukunst zu leisten vermögen. Wessen es dazu am meisten bedarf, das einheitliche Vorgehen, ist wohl schon durch die besonderen Umstände gewährleistet. Als vorteilhaft wird es sich auch erweisen, daß die Bedürfnisse dieser östlichen Landbevölkerung im allgemeinen nicht allzu differenziert sind. Es wird sich zumeist darum handeln einen als brauchbar erkannten Typ den jeweiligen Verhältnissen entsprechend zu variieren. Ein schwer zu beseitigendes Hindernis dürften die vorhandenen Grundpläne der einzelnen Gemeinden sein. Viele, wenn nicht die meisten, dürften einem gesunden Städtebau widerstreben. Da wird es nun die Aufgabe sein eine autoritative Zentralinstanz zu schaffen, die im Interesse einer guten Lösung alle diese Schwierigkeiten beseitigt. Diese Zentralinstanz wird selbstverständlich aus den Verwaltungsbehörden hervorgehen müssen, nicht nur aus dem Kreis der Lokalbehörden, die schon ihrer örtlichen Kenntnisse wegen nicht zu unterschätzen sind. Andererseits ist dringend zu wünschen, daß für diese Aufgabe, deren ausgezeichnete Bewältigung eine Ehrenpflicht der Nation ist, aus den Reihen der privaten Städtebauer, Ingenieure und Architekten diejenigen hinzugezogen werden, die sich bei der Anlage vorbildlicher Siedelungen besonders bewährt haben. Der Wille Mustergültiges hier zu schaffen und auch auf diese Weise den so mannigfach Bedrängten einen Teil der Dankeschuld abzutragen ist vorhanden; es ist zu erwarten, daß durch die Personenfrage die Erfüllung nicht beeinträchtigt wird. Selbstverständlich ist auch von dem einzelnen Ansiedler eine gewisse Disziplin, eine selbstlose Einordnung in den Gesamtplan zu fordern. Es wird sich oft die Notwendigkeit herausstellen, daß das kleine private Interesse vor den weitergehenden Interessen der Gesamtheit zurücktreten muß. Auch dazu wird der gute Wille kaum fehlen, wenn die Leute Vertrauen zu der Instanz haben können, die mit derlei Forderungen an sie herantritt, und wenn sie das Gefühl haben,

daß wirklich etwas Richtiges geplant ist. In der Vergangenheit hat sich ein solcher Zwang, der meist sehr viel unterschiedener geübt wurde, häufig als sehr vorteilhaft erwiesen. Auf die Anlagen Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. in Berlin, Friedrichs des Großen in Potsdam, auf die Fuggerei in Augsburg, auf Mannheim und Karlsruhe, die Entfaltungen des barocken Absolutismus, ist von den Propagandisten des modernen Städtebaus in den letzten Jahren mit Nachdruck verwiesen worden. Die Arbeitersiedelungen, die von einigen Industrierwerken in der neuesten Zeit angelegt worden sind, zeigen auch, daß wir für derartige Aufgaben, dank der eifrigen Werbetätigkeit für einen zweckvoll schönen Städtebau, einigermaßen vorbereitet sind. Dringend zu fordern wäre nur, daß, wenn es auch schwer fällt, alle falsche Romantik vermieden wird. Man gehe von den natürlich gegebenen Verhältnissen aus, man strebe danach die gestellten Anforderungen aufs praktischste und vorteilhafteste zu befriedigen, man belleißige sich der Einfachheit und Gediegenheit, dann wird von selbst die Schönheit nicht fehlen, und aus solcher Echtheit wird auch das strahlen, was aller romantische Überschwang nicht zu geben vermag: Seele und Physiognomie.

X

X

Kurze Chronik Die Berliner Baugewerbeschule hat einen von Ludwig Hoffmann errichteten neuen Schulbau erhalten. In dem Haus, das die für Hoffmann typischen Qualitäten zeigt, ist von dem Architekten Wert darauf gelegt worden den Baugewerbeschülern von den Säulenordnungen an bis zur Gewölbevermauerung die wichtigsten Bauglieder und historischen Bauformen in praktischer Anwendung zu zeigen. In Stuttgart ist die Vereinigung der Lehrwerkstätten und der Kunstgewerbeschule unter Pankoks Oberleitung vollzogen worden. Die Schule enthält 5 Abteilungen; eine allgemeine Abteilung, ferner Fachabteilungen für Innenarchitektur und Möbelindustrie, Modellieren, dekorative Stein- und Holzplastik, Dekorationsmalerei, Keramik und Glasmalerei (mit einer Lehrwerkstätte für Hafner), graphische Künste und Buchgewerbe, Metalltechniken, Textilgewerbe und eine Abteilung für höhere kunstgewerbliche Frauenarbeit.